Nr. 47 — Leipzig, den 24. November — 1889

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch=Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Dritter Jahrgang
(Post=Zeitungskatalog Nr. 1293)

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Zum Totensonntage — Luther am Sterbebette und Sarge Magdalenens — Brauchen wir ein „neues Dogma“? 5. Wie dünket euch um Christus? (Zweite Hälfte) — Das Durchdringen der Lutherischen Reformation in Deutschland: 4. Folgen für die Reformation Württembergs und Rückwirkung dieser Reformation auf die Lutheranisirung Oberdeutschlands; 5. Politische und soziale Entwicklung des Täufertums in Westfalen und im Ostseebecken. Sein Ende 1535; 6. Siegreiches Fortschreiten der Lutherischen Reformation vor allem im Nordosten Deutschlands — Johann Jakob Schütz. Der Dichter des Liedes „Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut“ 3 — Ein deutsch=evangelisches Bistum Jerusalem? — Die Ultramontanen in Bayern — Verschiednes: Die fünfte Generalversammlung des Allgemeinen evangelisch=protestantischen Missionsvereins; Ein zweites rheinisches Diakonissenmutterhaus; Kaplan Dasbach; Römisches aus Berlin; Vom Evangelischen Bunde im Königreich Sachsen — Anzeigen

Zum Totensonntage

Meiner ist vergessen im Herzen, wie eines Toten
Psalm 31, 13

Vor wenigen Jahren wurde in einer evangelischen Landeskirche Süddeutschlands die Frage lebhaft erörtert, ob es christlich statthaft und angemessen sei, dem Gedächtnis der Verstorbnen einen besondern Feiertag zu widmen. Wenn ich mich recht erinnere, war schließlich die Abneigung dawider siegreich. In Norddeutschland erfährt inzwischen das Totenfest eine immer lebhaftere und allgemeinere Anteilnahme. Weit über die kirchlichen Kreise hinaus, ja hie und da von der kirchlichen Feier nur allzu unabhängig, hat die Sitte, an diesem Tage den Friedhof zu besuchen und die Gräber zu schmücken, in den Herzen Wurzel gefaßt. Und das in so alt und rein protestantischer Gegend, daß von einer Nacheiferung des Allerseelentages nicht die Rede sein kann.

Man mag über die Sentimentalität und Oberflächlichkeit, die sich unter dem Schimmer dieser Sitte breitmacht, mit berechtigter Geringschätzung urteilen: wo der Totensonntag sich eingelebt hat, wird die Kirche ihn nur als ein segensreiches Herkommen begrüßen und sich freudig in seinen Dienst stellen können. Wenn man etwa auf Ostern als den rechten Ort für christliches Totengedächtnis hingewiesen hat, so übersieht man, daß an Ostern die mächtige Botschaft von Christi Auferstehung und die Aussicht auf die eigne Auferstehung den Gedanken an unsre vorangegangnen Lieben in den Hintergrund drängt. Unser christliches Kirchenjahr hat gern einen Sonntag dafür übrig, den Lebenden die besondre, eindringliche Mahnung zuzurufen: Vergeßt eurer Toten nicht!

Solches Vergessenwerden der Toten setzt der Psalmist als gemeine Erfahrung voraus, wenn er sein eignes Los mit dem eines schon Gestorbnen vergleicht: Meiner ist vergessen im Herzen, wie eines Toten. Schwermütiger Anblick, wenn man auf dem Friedhofe an die ungepflegten Gräber tritt: warum waltet hier keine liebende Hand? Ihre Stätte kennet die nicht mehr, die nun hier vergessen ruhen, und doch haben auch sie einst gelebt und gestrebt, gelitten und gestritten, auch wohl ihr Teil Liebe gespendet. Wir leben zwar im Zeitalter der hundertjährigen und sonstigen Gedenktage; aber es ist zu viel Sport dabei, und niemand wird behaupten, daß Pietät gegen das vorangegangne Menschengeschlecht zu den Charaktereigenheiten unsers Geschlechtes gehöre. Wie bald sind versunken und vergessen die Väter und Mütter, Gatten und Kindlein; je lebhafter der Schmerz, desto kürzer oft die Trauer. Es kennt wohl mancher die peinliche Empfindung, wenn man Zeuge und mit dem Herzen Teilnehmer eines erschütternden Leichenbegängnisses gewesen ist und tritt nach Jahr und Tag — oder nach Wochen nur — über die Schwelle desselben Hauses, der ernsten Erinnerung voll, und niemand im Hause erinnert sich mehr oder will erinnert sein? Vergessen im Herzen wie ein Toter!

Die Verbindung mit den im Herrn Entschlafnen soll die christliche Gemeinde pflegen, so viel sie kann. Unser Leben verarmt durch unsre eigne Schuld, wenn wir die Gemeinschaft Verstorbner mit ihrem Tode fahren lassen; reicher und tiefer kann vielleicht der Verklärte auf uns wirken als der Lebendige. Viele haben sich von den Aposteln des Spiritismus verleiten lassen, einen spielerischen, inhaltleeren Verkehr mit den abgeschiednen Geistern zu suchen und zu pflegen: betrogne Sehnsucht, wo es nicht nur eitle Neugier und Freude am Seltsamen ist. Wie viel fruchtbarer und segensreicher ist der bleibende Verkehr, mit dem ein aufrichtig treues Gedenken gelohnt wird!

Es giebt freilich auch ein falsches Nichtvergessenkönnen. Nicht vergessen soll man den Menschen und was an edlem Besitze durch ihn unser war; vergessen darf und soll man den Schmerz, den sein Verlust uns brachte. Er soll sich auch verklären mit den uns leiblich Entrissnen; je länger je völliger soll über unsre Traurigkeit die dankbare Freude triumphiren, daß wir ihn gehabt haben. Die rechte Vereinigung treuer Hingabe an den geliebten Toten und getrosten Verzichts wird allein wahrer Christenglaube zustande bringen. Wo der nicht vorhanden ist, werden auch bessere Naturen immer entweder durch falsche Verlängerung ihres Schmerzes gegen ihr eignes Fleisch wüten oder durch die Selbstgenugsamkeit, womit sie sich über das Unabänderliche hinwegsetzen, uns verletzen. Trauern wie die, die da Hoffnung haben, ist das selige Vorrecht des Christen.

Ein Nichtvergessenkönnen schwerster Art ist es freilich, wenn nicht das Leid, sondern die Schuld am Herzen nagt. Jene trostlose Traurigkeit um einen Besitz, den man nie besaß oder kurzsichtig, mutwillig verscherzte; wie sie Freiligrath in dem bekannten Gedicht zum ergreifenden Ausdruck gebracht hat:

O lieb, so lang du lieben kannst,
O lieb, so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

Dann kniest du nieder an der Gruft
Und birgst die Augen trüb und naß —
Sie sehn den andern nimmermehr —
Ins lange feuchte Kirchhofsgras.

Und sprichst: O schau auf mich herab,
Der hier an deinem Grabe weint!
Vergieb, daß ich gekränkt dich hab!
O Gott, es war nicht bös gemeint!

Er aber sieht und hört dich nicht,
Kommt nicht, daß du ihn froh umfängst;
Der Mund, der oft dich küßte, spricht
Nie wieder: Ich vergab dir längst! . . . . .

Für solche Schmerzen im Gemüte giebts auch am Totensonntage keinen Trost als den: Ich glaube eine Vergebung der Sünden. Mit aufgerichteten Denksteinen und gehäuftem Blumenschmuck wird keine Versäumnis gesühnt; auch Arbeit zum Wohle andrer, die das gemarterte Herz sich selber als Büßung auferlegt, kann nicht gut machen, was böse war: aber der Gott der Gnade hat Trost auch für solche Schmerzen.

Vergessen wie ein Toter! Tausende werden an diesem Totensonntage gegen das Wort protestiren mit treuem Gedenken. Ja, gedenkt eurer Toten! Die Treue gegen sie selbst, die Dankbarkeit gegen Gott, der sie euch gab, will es so. Gedenkt nicht als solche, die eine von allen Wohlanständigen beachtete Pflicht nicht versäumen, gedenkt nicht mit einem schönen Spaziergang, mit einem bezahlten Kranz, mit einer augenblicklichen Rührung. Gedenkt als die noch im Herzen Verbundnen, als die Lebenden der Lebenden! Nicht als die hier Zurückgebliebnen nur der ins Jenseits Voraufgegangnen, sondern als die Ueberlebenden, in denen auch von jenen ein Stück Leben noch übrig, noch zurückgeblieben ist, ein gut Teil empfangner Liebe, allerlei Tugend und guter Trieb. Gedenkt, indem ihr dies edle Erbe pflegt und weiter forterbt! Und gedenkt dankbar und freudig auch an den, der der Erstling unter unsern Entschlafnen geworden ist, der Erstling auch in der Auferstehung; seht im Lichte dieser Auferstehung die Gräber eurer Lieben, keine Stätten des Todes und der Verwesung mehr, sondern der Verheißung und des Lebens. R

Luther am Sterbebette und Sarge Magdalenens

Eben blätterte ich in Luthers Leben und traf auf die Geschichte vom Tode seines Töchterleins Magdalene. Sie ergriff mich aufs neue. Die ganze Einfalt, Wahrheit und Majestät Lutherscher Frömmigkeit leuchtet einem daraus entgegen. Und obwohl ich nicht zweifle, daß unsre Leser die Geschichte auch kennen, denke ich mir doch ihren Dank damit zu verdienen, wenn ich sie in ihrer Erinnerung wieder lebendig mache. Ich folge dabei so wörtlich als möglich der treuherzigen Ueberlieferung.

* * *

Als Ersatz für sein erstes Töchterlein Elisabeth, das nur acht Monate alt wurde, begrüßte Luther Magdalene, die ihm am 4. Mai 1529 geboren wurde. Sie war ein gar gutes und frommes Mädchen. Luther bezeugt ihr, daß sie ihn ihr Lebtag nie erzürnt habe.

Im Herbst 1542 erkrankte sie auf den Tod. Auf ihrem Sterbelager verlangte sie nach ihrem Bruder Hans, mit dem sie eine besonders innige Liebe verband. Luther konnte ihr den Wunsch nicht abschlagen und ließ den Bruder kommen, der in Torgau bei dem Rektor Krodel untergebracht war. Wir haben noch den Brief, den er damals nach Torgau schrieb:

Gnade und Friede, mein lieber Markus Krodel. Ich bitt Euch, sagt meinem Sohn Hans nicht, was ich Euch schreibe. Mein Töchterlein Magdalena ist dem Ende nahe und wird bald heimkehren zu ihrem wahren Vater im Himmel, wenns Gott nicht anders gefällig ist. Aber sie sehnt sich so sehr darnach, den Bruder zu sehen, daß ich den Wagen schicken mußte: sie lieben eins das andre gar so sehr — vielleicht, daß sein Kommen ihr neue Kraft geben könnte. Ich thue, was ich kann, damit mich nicht später mein Gewissen beschwert. So sagt ihm also — doch ohne die Ursach — daß er mit diesem Wagen eilends herkomme, um bald wieder zurückzukehren, wenn Lenchen im Herrn entschlafen oder wieder gesund worden sein wird. Gott befohlen.

Ihr müßt ihm sagen, es warte seiner ein heimlicher Auftrag. Sonst steht alles wohl.

6. September 1542.

Hans traf die Schwester noch am Leben. Sie mußte bis zum 20. liegen und leiden. Luther litt viel mit ihr.

Ich habe sie sehr lieb, sagte er; aber, lieber Gott, da es Dein Wille ist, daß Du sie dahinnehmen willst, so will ich sie gern bei Dir wissen.

Und da keine Hoffnung mehr war, sprach er zu ihr:

Magdalenchen, mein Töchterlein, nicht wahr, du bliebest gern hier bei deinem Vater und ziehest auch gern zu jenem Vater?

Ja, herzer Vater, wie Gott will. Das war ihre Antwort. Da sagte der Vater:

Du liebes Töchterlein, — der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.

Und wendete sich herum und sprach: Ich habe sie doch sehr lieb. Ist das Fleisch so stark, was wird dann der Geist sein? Ich bin zornig auf mich selbst; daß ich mich ihrer nicht von Herzen freuen noch danken kann; wiewohl ich unterweilen unserm Herrn Gott ein Liedlein singe und dank ihm ein wenig dafür. Wohlan, wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn.

Da nun Magdalenchen in den letzten Zügen lag, fiel der Vater vorm Bette auf seine Kniee, weinte bitterlich und betete, daß sie Gott wolle erlösen. Da verschied sie sanft in seinen Armen.

Die Mutter war auch in derselben Kammer, doch weiter vom Bette, um der Traurigkeit willen. Als nun seine Hausfrau sehr traurig war, weinete und heulete, sprach Doktor Martinus zu ihr:

Liebe Käthe, bedenke doch, wo sie hinkömmt! Sie kömmt ja wohl. Aber Fleisch und Blut fleischert und blutet, thut, wie seine Art ist, der Geist lebt und ist willig. — Die Kinder disputiren nicht; wie mans ihnen sagt, so gläuben sie es; bei den Kindern ists alles einfältig: sterben ohne Schmerz und Angst, ohn Disputiren, ohn Anfechtung des Todes, ohn Schmerzen am Leib, gleichwie sie einschlafen.

Da sie in den Sarg gelegt war, sprach er: Du liebes Lenchen, wie wohl ist dir geschehen! — Sahe sie an, wie sie so dalag, und sprach: Ach du liebes Lenchen, du wirst wieder aufstehen und leuchten wie die Sterne, ja wie die Sonne.

Da man ihr aber den Sarg zu enge und zu kurz gemacht hatte, sagte er: Das Bette ist ihr zu klein, weil sie nun gestorben ist. Ich bin ja fröhlich im Geist, aber nach dem Fleisch bin ich sehr traurig; das Fleisch will nicht heran. Das Scheiden vexirt einen über die Maßen sehr. Wunderding ists: wissen, daß sie gewiß im Frieden und ihr wohl ist, und doch noch so traurig sein!

Und als die Leute zum Begräbnis kamen und den Doktor nach dem gemeinen Brauch anredeten und sagten, es wäre ihnen seine Betrübnis leid, sprach er: Es soll euch lieb sein! Ich hab einen Heiligen gen Himmel geschickt, ja einen lebendigen Heiligen. O hätten wir einen solchen Tod! Einen solchen Tod wollt ich auf diese Stunde annehmen.

Da sagte einer: Ja, es ist wohl wahr; doch behält ein jeder gerne die Seinen.

Doktor Martinus antwortete: Fleisch ist Fleisch, und Blut ist Blut. Ich bin froh, daß sie hinüber ist; keine Traurigkeit ist da denn des Fleisches.

Als man dann das Lied sang: Herr, gedenk nicht unserer vorigen alten Missethat, sagte er: Ich spreche: O Herr, Herr, nicht allein der vorigen und alten, sondern auch der jetzigen und gegenwärtigen Sünden; denn wir sind Wucherer, Schinder, Geizhälse u. s. w. Ja, auch der Greuel der Messen ist noch in der Welt!

Da man sie einscharrete und begrub, sprach er: Es ist die Auferstehung des Fleisches!

Und da man wieder von dem Begräbnis kam, sprach er: Meine Tochter ist nun beschickt, beides an Leib und Seel. Wir Christen haben nichts zu klagen; wir wissen, daß es also sein muß. Wir sind ja des ewigen Lebens aufs allergewisseste; denn Gott, der es uns durch und um seines lieben Sohnes willen zugesaget hat, der kann ja nicht lügen.

Dies setzte er ihr als Grabschrift (in lateinischer Sprache):

Hier schlaf ich, Lenichen, Luthers Töchterlein,
Ruh mit allen Heilgen in meim Bettelein,
Die ich in Sünden war geborn,

Hätt ewig müssen sein verlorn;
Aber ich leb nun und habs gut,
Herr Christe, erlöst mit Deinem Blut!

* * *

Ein paar Briefe aus den folgenden Wochen mögen uns zeigen, wie Luthers Trauer um sein Kind ausklang.

An Justus Jonas, der damals bereits nach Halle übergesiedelt war, schrieb Luther am 23. September 1542 unter anderm:

Ich denke, es wird schon zu dir gedrungen sein, daß mein liebstes Töchterlein Magdalena wiedergeboren ist zu Christi ewigem Reiche; und wiewohl ich und mein Weib nichts als danken sollten und fröhlich sein für solch ein glückliches Ende und seliges Sterben, durch welches sie der Macht des Fleisches, der Welt, des Türken und des Teufels entflohen ist, so ist doch die Macht der Zärtlichkeit so gar groß, daß wir es nicht ohne Schluchzen und Seufzen des Herzens und nicht ohne das allergrößte Herzeleid können. Denn tief im Herzen eingeprägt sind die Züge, Worte und Gebärden dieses gehorsamsten und ehrerbietigsten Töchterleins, wie es lebte und starb, sodaß selbst der Tod Christi, mit dem doch kein andrer Tod verglichen werden kann, die Trauer nicht ganz, wie er sollte, vertreiben kann. So danke du Gott an unsrer Statt. Denn wahrlich hat der große Gnade an uns gethan, der unser Fleisch so verherrlicht hat. Du weißt, sie hatte einen so milden, sanften, gutartigen Sinn. Gelobt sei der Herr Jesus Christus, der sie berufen hat, erwählt und verherrlicht. O möchte doch mir und uns allen solch ein Tod, ja solch ein Leben zu teil werden — das allein bitt ich von Gott, dem Vater alles Trostes und aller Barmherzigkeit. In dem lebe wohl, du mit deinem ganzen Hause.

Unter andern Freunden schrieb ihm Amsdorf ein teilnehmendes tröstendes Wort. Luther antwortete am 29. Oktober:

Ich danke dir, bester Freund, daß du mich hast trösten wollen über den Tod meines lieben Töchterleins. Ja ich liebte sie, nicht nur weil sie mein Kind war, sondern auch, weil sie so sanften, guten Gemütes und so gar gehorsam war. Nun aber bin ich fröhlich, daß sie bei ihrem Vater lebt im süßesten Schlaf bis auf den Tag, der kommen wird. Und wie unsre Zeiten sind, und sie werden noch immer schlimmer, da bitt ich aus tiefstem Herzen für mich und alle die Meinen, auch für dich und all die Unsern, auch uns möchte eine ähnliche Stunde kommen des Heimgangs mit so viel Friede und seliger Ruhe; denn das heißt in Wahrheit in Gott entschlafen, den Tod nicht schauen und nicht schmecken. Ich hoffe, die Zeit ist da oder wird bald kommen, von der Jesaias sagt: Die Gerechten werden versammelt und gehen in Frieden ein in ihre Kammern.

Es grüßt dich meine Käthe, die noch manchmal schluchzt im Gedenken an ihr bestes, gehorsames Töchterlein.

Den armen Hans hatte der Tod des Schwesterleins sehr angegriffen. Zurückgekehrt nach Torgau konnte er es vor Traurigkeit und Heimweh kaum aushalten, und weil ihm die Mutter gesagt hatte, er solle heimkommen, wenn es ihm übel gehe, verlangte er ernstlich heim ins Elternhaus. Deshalb gingen zu Weihnachten 1542 zwei Briefe von Luther nach Torgau, einer an Hansens Wirt und Lehrer, den Rektor Krodel, der andre an Hans selber. Der an Krodel, vom 26. Dezember, lautete:

Gnade und Friede. Ich glaube gern, mein lieber Markus, daß mein Sohn durch die mütterlichen Worte ein weiches Herz gekriegt hat, dazu noch der Schmerz um den Tod der Schwester: aber ermahnet ihn recht. Denn gewiß ist, daß er hier Euch und Euer Weib gerühmt hat, daß es ihm bei Euch gut, ja viel besser ginge, als bei uns. So sagt ihm denn, daß er das weibische Herz bezwingen soll und sich daran gewöhnen, Leid zu tragen und sich nicht jener kindischen Weichheit hinzugeben. Denn dazu ward er hinausgeschickt, daß er etwas lerne und hart werde. Darum soll er jetzt auch nicht heimkommen, so kein andrer Grund da ist. Sollt er krank werden, so schreibt es mir. Nun mag er treiben und thun, was zu treiben und zu thun er bei Euch ist, und den kindlichen Gehorsam nicht verletzen. Wir sind hier alle wohl und gesund durch Gottes Gnade. Lebet recht wohl.

An Hans schrieb Vater Luther unter dem 27.:

Gnade und Friede im Herrn. Mein lieber Sohn Hans. Ich und deine Mutter und das ganze Haus sind gesund. Gieb dir Mühe, daß du deine Thränen männlich besiegst und deiner Mutter Schmerz und Sorge nicht noch mehrst, die so geneigt ist zu Sorge und Angst. Gehorche Gott, der dir durch uns befohlen hat, dort zu arbeiten, so wirst du leicht dieser Schwäche vergessen. Die Mutter kann nicht schreiben und hat es auch nicht nötig geachtet; aber sie sagt, alles, was sie dir gesagt habe — nämlich du solltest heimkehren, wenn es dir übel ginge — habe sie von Krankheit gemeint; davon solltest du, wenn es geschehe, gleich Kunde geben. Sonst will sie, daß du diese Trauer lassest und fröhlich und ruhig studirest. Hiemit gehab dich wohl im Herrn.

Dein Vater Martin Luther.

R

Brauchen wir ein „neues Dogma"?

5. Wie dünket euch um Christus?

(Zweite Hälfte)

Eine gewichtige Frage bleibt uns zu erörtern übrig. Das ist die Frage nach dem alten Dogma: wie werden wir uns nun daraufhin zu diesem stellen? Wir haben die Frage einstweilen beiseite gelassen. Wir haben in allem Vorangehenden das alte Dogma nicht bestritten. Wir ließen es einstweilen auf sich beruhn. Wir sagten, jedenfalls verlange der evangelische Glaube, daß die Wahrheit von einer andern Seite erfaßt und in andern Formen zum Ausdruck gebracht werde, möge es denn mit dem alten Dogma auf sich haben, was es wolle. Und wir sind diesem Gedanken nachgegangen, ohne des alten Dogmas anders als flüchtig und beiläufig zu gedenken. Aber wir können nicht überhaupt daran vorübergehn. Die Frage bleibt und muß hier schließlich zum Austrag gebracht werden, was denn nach alledem vom alten Dogma zu halten ist.

Ich kann mir denken, daß auch mancher, der für das alte Dogma einzutreten gesonnen ist, dem oder jenem Beifall schenkt, was hier über den Glauben an die Gottheit des Herrn gesagt worden ist. Oder besser noch: ich kann mir nicht denken, daß es einen evangelischen Christen giebt, welcher leugnet, daß dieser Glaube in der hier beschriebnen Weise eine uns evangelischen Christen lebendig gegenwärtige Wahrheit sein soll. Aber er wird nun eben daran die Sätze des alten Dogmas anknüpfen. Und er wird zu dem Ende bei den letzten Erörterungen einsetzen und sagen: auch von uns sei anerkannt worden, daß der Glaube die Thatsache einschließe, die mit den Worten des Katechismus laute: wahrer Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren; es widerspreche aber der richtigen Sachordnung, dies als eine Folgerung zu bezeichnen, es sei vielmehr die Voraussetzung alles andern und müsse daher auch in der Darlegung des Glaubens und der daraus erwachsenden Lehre den Ausgangspunkt bilden; werde nun darnach verfahren, so ergebe sich eben das alte Dogma in seiner ganzen Strenge: die Lehrkämpfe der alten Kirche hätten deutlich gezeigt, daß jede Abweichung davon sowohl gegen den monotheistischen Gottesglauben der Christenheit verstoße als auch der göttlichen Würde des Heilands nicht gerecht werde; also müsse es bei dem alten Dogma sein Bewenden haben, und was hier als die Hauptsache entwickelt worden, das sei nun eben die Folgerung, die Folgerung für den persönlichen Glauben und die praktische Frömmigkeit der Einzelnen. Er wird dann weiter bemerklich machen, daß damit die Unterscheidung zwischen dem Dogma und der theologischen Erörterung hinfalle, eine Unterscheidung, die nun schon oft versucht, deren Durchführung aber immer wieder gescheitert sei. Und er wird kurz und bündig damit schließen, die Rede vom „neuen Dogma" als eine Thorheit zu bezeichnen, als die Grille einer theologischen Schulweisheit, die sich in den Kopf gesetzt habe, die Sache umzudrehn, das Ende als den Anfang und den Anfang als das Ende zu nehmen. Es sei aber vermessen, um einer solchen aus vorübergehenden wissenschaftlichen Strömungen entsprungnen Meinung willen das alte Dogma, das gemeinsame Erbgut der Christenheit, anzutasten, als wobei schließlich nur der Zweifel und der Unglaube gewinnen könne.

So etwa würde ein solcher reden. Wenigstens würde ich so reden, wenn ich den hier gepflognen Erörterungen gegenüber das alte Dogma verteidigen zu sollen glaubte.

Aber was wollen wir denn an unserm Teile darauf erwidern? Allererst wollen wir sagen: Ihr nehmt es doch ein wenig leicht damit, daß im evangelischen Christentum der Glaube einen Sinn und eine Bedeutung gewonnen hat wie nie zuvor, daß wir dadurch auf einen andern Standpunkt christlicher Erkenntnis versetzt worden sind, als der war, auf dem das alte Dogma entworfen ward. Zwar, ich weiß wohl, ihr werdet dann sagen, gerade das alte Dogma sei euch Glaubenssache im eigentlichen und vollen Sinne des Wortes; ihr seid so schnell bei der Hand mit einer solchen Erklärung. Aber ich weiß auch, woher das kommt. Es fehlt in diesem Punkte eurem Denken am rechten Einklang; ihr wollt das Unvereinbare vereinen; ihr

fühlt euch gebunden an die Ueberlieferungen des alten Dogmas und wollt doch den evangelischen Glaubensstandpunkt nicht verleugnen: so sagt ihr denn wohl einmal im Eifer der Rede mehr, als sich verantworten läßt. Macht man vielmehr Ernst mit dem evangelischen Gedanken des Glaubens, dann ergiebt sich jene Umkehr in der Anordnung der Lehre mit innrer Notwendigkeit. Denn dann versteht sich von selbst, daß allererst festgestellt werden muß, was der Glaube erkennt. Das erscheint dann als die Basis und Voraussetzung alles andern.

Aber immerhin — das ist nur Plänkelei. Das, worum es sich handelt, liegt tiefer. Was sich fragt, ist, ob wirklich der evangelische Glaube von der Gottheit des Herrn und das alte Dogma nichts als die beiden einander entsprechenden Hälften einer und derselben Wahrheit sind. Wäre es an dem, dann hättet ihr Recht: es würde sich der Mühe nicht verlohnen, darüber zu streiten, welche dieser beiden Hälften voranzustellen sei. Das könnte man getrost der theologischen Schule überlassen. Und aller Wahrscheinlichkeit nach würdet ihr dann Recht behalten mit der Voranstellung der Sätze des alten Dogmas. Jedenfalls wäre von einem „neuen Dogma" zu reden in diesem Falle eine ausgemachte Thorheit. Aber so steht es nun eben nicht. Der evangelische Glaube und das alte Dogma gehören nicht innerlich zusammen. Vielmehr sind sie wider einander und schließen sich gegenseitig aus. Eins fordert, was dem andern widerspricht.

Soll der evangelische Glaube an die Gottheit des Herrn Bestand haben, so müssen auch die übrigen, die abgeleiteten Sätze über das Leben des Herrn und seinen Ursprung aus Gott diesem Glauben entsprechen. Thun sie das aber, so heben sie das alte Dogma auf. Und ebenso dann umgekehrt: soll es beim alten Dogma bleiben, dann muß es auch bei den ihm entsprechenden, aus ihm sich ergebenden Folgerungen für die praktische Frömmigkeit sein Bewenden haben. Die lauten aber ganz anders als das, was der evangelische Glaube ergiebt oder vorschreibt.

Ich gehe auf ersteres jetzt nicht weiter ein. Aus allem Vorangehenden ergiebt sich zur Genüge, wie es gemeint ist. Ich will nur daran erinnern, daß der Versuch, das gottmenschliche Leben des Herrn in der Welt verständlich zu machen, schlechterdings an das geschichtliche Lebensbild in den Evangelien anzuknüpfen hat. Er darf nicht abgesehn davon entworfen und nachträglich mit ihnen in Einklang gesetzt werden; er muß daraus vor allem seinen Stoff entnehmen und mit den hier gegebnen anschaulichen Farben malen. Und ebenso müssen die letzten Folgerungeu über den Ursprung Jesu aus Gott mit der uns gegebnen geschichtlichen Wirklichkeit in Einklang bleiben. Aber das führe ich jetzt nicht weiter im einzelnen aus. Was uns hier interessirt, ist das alte Dogma, dies nämlich, daß sich aus ihm ganz andre Folgerungen für die praktische Frömmigkeit ergeben als die, welche im evangelischen Glauben enthalten sind.

Wollen wir uns darüber wundern? Ist es nicht zu allen Zeiten der Kirche um die Verwirklichung des Christentums in den Gemütern und im Leben der Menschen zu thun gewesen? Und läßt sich etwa in der alten Kirche das nachweisen, was wir als evangelischen Glauben und evangelische Frömmigkeit kennen? Ich meine nicht das Allgemeine, was sich überall findet, wo überhaupt Christentum vorhanden ist, ich meine die bestimmten charakteristischen Züge des evangelischen Christentums, die unserm Glauben und Leben das Gepräge geben. Daß die damals vorhanden waren, wird niemand behaupten wollen. Aber dann hat das Christentum zu jener Zeit sich in andern Formen verwirklicht. Und nun ist eben in der alten Kirche die überlieferte Lehre von Christo entstanden, ein Erzeugnis der in ihr lebendigen Kräfte des Erkennens und der Lebensgestaltung. Wird beides nicht unter sich aufs engste zusammenhängen? Oder ist es zum Verwundern, wenn es sich nun wirklich so verhält? Was spricht denn dagegen?

Was macht es vielen so schwer, diese Dinge zu sehen, wie sie wirklich sind? Ihr meint, was einmal an Lehre in der Kirche festgestellt ist, das müsse für immer gelten. Aber ist das etwas andres als ein Torso jener katholischen Geschichtsbetrachtung, welche dasselbe von allen kirchlichen Angelegenheiten sagt, von Kultus und Lebensformen so gut wie von der Lehre? Und hat es einen vernünftigen Sinn, daran in dem einen Punkte festzuhalten, nachdem man sie im übrigen um der Wahrheit willen aufgegeben hat? Oder wollt ihr die Zustimmung dazu im Namen des Glaubens von uns fordern, obgleich nichts gewisser ist, als daß der evangelische Glaube unter dieser Betrachtung leidet? Ja, wenn es so wäre, und die Thatsachen uns gerade auf diesem Gebiete, auf dem der Lehre im Unterschiede von allen andern, eine solche gleichmäßige Entwicklung mit reinen Resultaten zeigten, dann würden wirs in keiner Weise — etwa um einer vorgefaßten Meinung willen — bestreiten, sondern hier wie sonst unsre Meinung den Thatsachen anpassen. Und wiederum: wenn sichs um ein Interesse des Glaubens handelte — wahrlich, wir kennen den Trotz des Glaubens so gut wie einer; es kommt uns von Herzen, zur rechten Zeit und am rechten Orte sein „Dennoch" auszusprechen. Aber wenn wie hier die geschichtliche Einsicht uns dasselbe lehrt, was uns der rechte, auf Gottes Wort gegründete Glaube sagt, dann können wir nicht dawider. Wir können diese Wahrheit nicht gegen die wunderliche Meinung eintauschen, die Entstehung der orthodoxen Dogmatik sei der eigentliche Kern des christlichen Teils der Weltgeschichte. Denn darauf läuft es doch mit der Ansicht hinaus, die um jeden Preis in der evangelischen Kirche das alte Dogma festzuhalten befiehlt.

Wir halten uns statt dessen daran, daß die großen geschichtlichen Formen des Christentums sich wie Stufen zu einander verhalten und auf einander aufbauen, jede dieser Formen oder Stufen ein Ganzes in ihrer Art, worin Glaube und Lebensgestaltung sich gegenseitig bedingen. Das alte Dogma von Christo gehört aber der ersten und ältesten dieser Formen an. Seine Wurzeln liegen in der griechischen Theologie der alten Kirche, in der Auffassung des Heils, die jene beherrschte. Und wenn wir wissen wollen, welche Folgerungen sich daraus für die praktische Frömmigkeit ergeben, dann dürfen wir nicht den evangelischen Glauben, sondern dann müssen wir die morgenländische Kirche ins Auge fassen, die mit Recht die griechisch-katholische heißt.

Das kann ich hier nicht im einzelnen ausführen oder nachweisen. Nur ein paar Hauptpunkte mögen genannt werden. Von der Verbindung der göttlichen mit der menschlichen Natur in Christo handelt die alte Lehre. Die Wahrheit, daß wir in ihm Gott haben, wird so verstanden, daß es Gott gefallen hat, die entfremdete menschliche Natur wieder in die Einheit mit der göttlichen Natur aufzunehmen: Gott ward Mensch in Christo, auf daß wir in ihm vergottet würden. Aber was so in dem einen zunächst geschehen ist oder sich verwirklicht hat, das muß nun an alle kommen, wenn es ihnen nützen und sie in die Einheit mit Gott zurückführen soll. Das geschieht aber durch den mystischen Heilsapparat der Kirche. Dieser ist die unmittelbare Wirkung Christi; er ist es, der in jener Vereinigung der göttlichen mit der menschlichen Natur seinen Ursprung hat; durch ihn werden die Einzelnen der übernatürlichen Kräfte teilhaftig, die zur Vergottung führen. Oder mit andern Worten: das im alten Dogma ausgesprochne Verständnis der Gottheit Christi sucht ihre Folgen für die praktische Frömmigkeit in den Mysterien (Sakramenten) der Kirche, in der Liturgie vor allem, in der eine Art geheimnisvoller Wiederholung der großen Thaten Gottes stattfindet, sodaß die Teilnahme daran mit den mystischen Kräften des Jenseits in Wechselwirkung bringt. — Und dann wieder: daß wir Menschen Gott auf dem Wege des Denkens und Erkennens zu suchen haben, ist ein Grundsatz, der aus dem griechischen Altertum in die Kirche übergegangen ist. Auch unter diesen Gesichtspunkt stellt das alte Dogma die Person des Herrn: seine Erscheinung ist die Menschwerdung der göttlichen Vernunft, eben deshalb ist sie die Vollendung der griechischen Philosophie, in der nur einzelne Strahlen dieser Vernunft den Menschen geleuchtet haben; sie zeigt uns Menschen den Weg zur Erkenntnis Gottes, seines ewigen über alles Sein erhabnen Wesens. Und wenn diese Deutung seiner Gottheit zunächst nur die Freude weniger einsamer Denker war, so hat doch auch sie eine Folge für die praktische Frömmigkeit gehabt. Und zwar gerade eben wieder in der morgenländischen Kirche, die allein unter allen

christlichen Kirchen sich selbst mit Nachdruck die orthodoxe nennt, die darin noch Zeugnis ablegt von jener alten griechischen Wertschätzung des Erkennens, die mit peinlicher Genauigkeit jeden Buchstaben der alten Formeln festhält und nicht die mindeste Aenderung duldet. Das ist die Folgerung für die praktische Frömmigkeit, welche die Geschichte aus jener Betonung des Erkennens gezogen hat, die einen so wesentlichen Anteil an der Entstehung des alten Dogmas hatte. — Noch ein drittes muß erwähnt werden, ein Umstand von allgemeinerer Art. Dem alten Dogma liegt ein Gedanke von Gott zu Grunde, der vor allem die Erhabenheit Gottes über die Welt hervorhebt; ja so fern steht Gott allen geschaffnen Wesen, daß es (ganz gegen den biblischen Gottesglauben) eines Mittlers zwischen ihm und der Welt bedarf, damit überhaupt eine Verbindung zwischen beiden sei: eben diese Stellung wird Christo beigelegt als dem ewigen Sohne des Vaters. Aber der Gottesgedanke entscheidet über die Frömmigkeit. Und aus diesem Gottesgedanken, der dem alten Dogma zu Grunde liegt, ergiebt sich die Folgerung, daß wir uns von der Welt lösen, von den gewöhnlichen Wegen und Pflichten der Menschen absondern müssen, um den unendlich erhabnen Gott zu finden, der dem endlichen Wesen und den gewöhnlichen Wegen der Menschen fremd gegenübersteht: der Mönch oder besser noch der Einsiedler ist der eigentliche Christ, der diesen Namen im vollen Sinne des Worts verdient. Wiederum gehört eine solche Beurteilung der menschlichen Dinge zu den unveräußerlichen Eigentümlichkeiten der morgenländischen Kirche; viel bestimmter noch tritt es dort hervor als jemals oder irgendwo im Abendlande.

Und das mag an diesem Orte genügen. Jedenfalls erhellt daraus, wie es gemeint ist, daß sich aus dem alten Dogma ganz bestimmte Folgerungen für die praktische Frömmigkeit ergeben. Nicht minder aber, daß sie ganz anders lauten, als der evangelische Glaube an die Gottheit des Herrn. Man kann diesen Glauben nicht aus dem alten Dogma ableiten oder folgern. Beide gehören ganz verschiednen Stufen in der geschichtlichen Entwicklung und Darstellung des Christentums an.

Was zwischen ihnen liegt, ist die abendländische Kirche des Mittelalters, die sich dann in die evangelische und die römisch-katholische gespaltet hat. In der letztern hat sie ihre in die Gegenwart hineinragende Gestalt gewonnen. Denn wenn es auch in der abendländischen Kirche von Augustin her durch das Mittelalter hindurch eine evangelische Nebenströmung gegeben hat, so ist es doch der Hauptstrom ihrer Entwicklung, der in der römisch-katholischen Kirche mündet. Und nun steht es so, daß durchweg diese abendländische Form des Katholizismus das Mittelglied zwischen dem morgenländischen und dem evangelischen Christentum bildet. Das gilt auch hier. Allerdings hat die römische Kirche am alten Dogma so gut wie nichts geändert, auch keine Zusätze zu ihm gemacht. Und mit dem Dogma hat sie auch die hauptsächlichsten Folgerungen daraus für die praktische Frömmigkeit festgehalten: auch in ihr finden wir den mystischen Heilsapparat der Kirche als die bewegende und belebende Kraft der christlichen Frömmigkeit, auch nach ihrem Urteil ist der Mönch der vollkommne Christ. Nichtsdestoweniger hat eine bedeutsame Veränderung stattgefunden, eine solche, in der sich der Uebergang vom alten Dogma zum evangelischen Glauben erkennen läßt.

Das Dogma der alten griechischen Theologen ist wirklich das Grunddogma der morgenländischen Kirche geblieben. Was in dieser wesentlich ist, läßt sich im Zusammenhange mit der alten Anschauung verstehn, als ihr spätes Erzeugnis begreiflich machen. Steht es auch in der römischen Kirche so? Keineswegs, sie repräsentirt wirklich eine neue Stufe in der Entwicklung. In der morgenländischen Kirche hat neben dem Evangelium das Erbe des griechischen Geistes die Gestaltung des Christentums bestimmt, das Evangelium ist hier von dem Punkte aus erfaßt und angeeignet worden, der diesem Geiste verwandt war. Die römische Kirche hat daneben und vor allem das Erbe des römischen Weltreichs angetreten, und der Gedanke des Evangeliums, dem von Gott in diesem Reiche eine Stätte kraftvoller Entfaltung bereitet war, ist in ihr zu einer durchgreifenden Wirkung gelangt. Ich meine den Gedanken des Gottesreichs. In der Kirche das Reich Gottes auf Erden zu bauen und zu gestalten, ist ein Grundgedanke des abendländischen Christentums geworden. Daß die sichtbare Kirche selbst mit ihren mystischen Kräften und hierarchischen Ordnungen dies Gottesreich sei, das ist die Form, die der Gedanke im römischen Katholizismus angenommen hat. Hieran hat sie ihr Grunddogma, die alles andre tragende und bedingende Grundanschauung. Das alte Dogma von Christo tritt dahinter zurück. Es wird selbst in diesem Zusammenhange verstanden und gedeutet. Es enthält die übernatürliche Belehrung, welche die Kirche über ihre ewigen und geschichtlichen Grundlagen erteilt. Es entwickelt die Voraussetzungen des in der Kirche verwalteten und mitgeteilten Heils, es zeigt, worin dieses seiner Möglichkeit nach begründet ist. Aber die Hauptsache ist es nicht. Die Hauptsache ist die Kirche: sie ist hier ein und alles, für diese Auffassung decken sich Christentum und Kirche.

Es ist uns evangelischen Christen geläufig, gegen diese römisch-katholische Verherrlichung der Kirche den Einwand zu erheben, daß Christus dabei zu kurz komme, daß Christo nicht die ihm gebührende Ehre gegeben, daß er hinter die Kirche zurückgestellt werde. Was antworten die Katholiken darauf? Sie sagen, das sei ein ebenso unbegreifliches wie unverständiges Mißverständnis der katholischen Anschauung: diese trenne überhaupt nicht zwischen Christus und Kirche, die Kirche, welche sie meine, sei Christus selbst. Und, heißt es dann weiter, ist es nicht dies, was der Schrift entspricht? Nennt Paulus nicht die Kirche den Leib des Herrn? Kann man demnach zwischen beiden trennen? Und ist nicht Christus seiner Verheißung nach in der Kirche gegenwärtig? So ist es denn nicht der Priester, der im Meßopfer die unblutige Wiederholung des Kreuzesopfers vollzieht, sondern in ihm Christus selbst; es ist nicht der Priester, sondern Christus, der im Beichtstuhle sitzt und durch ihn seine Glieder in Zucht hält. Die Verherrlichung der Kirche ist gerade die rechte Ehre, die wir Christo zollen und ihm schuldig sind.

Nun, wir wissen wohl, was von solchen Reden zu halten ist. Wir wissen wohl, daß es so sein sollte, daß die Hierarchie nichts als ein Mittel für die Herrschaft Christi sein sollte, daß es sich aber in Wirklichkeit zumeist umgekehrt verhält, daß Christus oft genug dazu herabgewürdigt wird, der Hierarchie als Mittel zu dienen. Gerade in unsern Tagen herrscht in jener Kirche eine wahre Hochflut hierarchischer Bestrebungen und bigotten Aberglaubens. Die idealen und christlichen Grundgedanken sind hauptsächlich nur dazu da, um den protestantischen Einwänden entgegengehalten zu werden. Allein es werden auch in der römischen Kirche wieder bessre Zeiten kommen. Was in ihr der Wahrheit Gottes entspricht, muß auch in ihr wieder die Oberhand gewinnen. Und jedenfalls: jene Sätze über die Einheit der Kirche und Christi sind die idealen und christlichen Grundgedanken des römischen Katholizismus. Daher darf, ja muß es heißen: was in dieser Kirche, auf dieser Stufe der Christentumsentwicklung alles andre trägt und belebt, ist nicht das alte Dogma von Christo, sondern dies neue Dogma, der Satz: Christus ist die Kirche, die Kirche ist die bleibende Inkarnation (Fleischwerdung) Gottes auf Erden. Nicht so sehr in Formeln ist dies Dogma gegeben als vielmehr in Institutionen; nicht in der Studirstube der Theologen, in der Werkstätte der Geschichte ist es festgestellt worden.

Vergleichen wir aber den evangelischen Glauben von der Gottheit des Herrn mit diesem Grunddogma der römisch-katholischen Kirche, so tritt uns — bei allem Gegensatz — alsbald die Verwandtschaft entgegen. Denn auch der evangelische Glaube meint den gegenwärtigen erhöhten Christus in der Einheit mit seinen Gliedern. Nur ist hier der Nerv des katholischen Irrtums zerschnitten, die Einssetzung dieses Christus mit der anstaltlich gegliederten und hierarchisch verfaßten sichtbaren Kirche. Wir wissen, daß Christus während dieser Weltzeit verborgen ist in Gott und wir mit ihm, wenn wir wirklich an ihn glauben und Glieder an seinem Leibe sind. Wir wissen, daß Christus nicht in einer solchen Kirchenanstalt Gestalt gewinnen will auf Erden, sondern in einem Reiche der sittlichen Gerechtigkeit, daß wir verbunden sind, ihn auch an unserm Teil auf diesem Wege in der Welt zur Erscheinung zu bringen. Zu den Zügen der römischen

Anschauung aber, die damit für uns und unsern Glauben wegfallen, weil wir sie als irrtümlich und als eine Verunstaltung des Christentums erkannt haben, dazu gehören vor allem auch die praktischen Folgerungen aus dem alten Dogma, welche die römische Kirche mit der griechischen gemein hat. In der Verwerfung des mystischen Heilsapparats und der darauf gestützten Herrschaft der Hierarchie liegt praktisch und faktisch die Verwerfung des alten Dogmas. Nicht aus diesem Dogma, sondern aus Gottes Wort, nicht aus den Sätzen über die Wesensgleichheit des Sohnes mit dem Vater oder über die Verbindung der Naturen in Christo, sondern aus der Verkündigung des lebendigen erhöhten Christus, der kein andrer ist als der geschichtliche, schöpfen wir evangelischen Christen die Gewißheit unsers Glaubens und die Kraft unsers Lebens.

Es ist aber demnach so, beides reimt sich nicht zusammen. Nicht wir sagen aus willkürlichen subjektiven Gedanken heraus, daß es so sei, und daß der evangelischen Kirche ein „neues Dogma" not thue, sondern die geschichtliche Entwicklung selbst hat uns so gestellt, daß das alte Dogma praktisch und faktisch seine Bedeutung für uns und unsern Glauben verloren hat. Oder wenigstens hat es nur insofern Bedeutung für ihn, als es eben auch in seiner Art die Gottheit des Herrn zum Ausdruck bringt. Die nähere Ausführung ist bedeutungslos für uns geworden. Unsre Not ist, daß es uns an festen Formeln für den evangelischen Glauben fehlt. Die müssen wir suchen. Indem wir es thun und in diesem Sinne von einem „neuen Dogma" reden, dienen wir der Kirche und dem in ihr verkündigten Glauben. Wir gehorchen zugleich dem großen Zuge, der in der geschichtlichen Entwicklung des Christentums zu bemerken ist. Von dem morgenländischen Christentum geht es durch das abendländische Mittelalter zum evangelisch-protestantischen Glauben — das ist die lebendige Bewegung in diesem Stücke der Weltgeschichte. Und das Siegel der Wahrheit hat unser Glaube daran, daß er den wirklichen, den geschichtlichen Heiland zum Inhalt hat, und daß er nichts andres als die Erneuerung des apostolischen Glaubens ist.

Daß das Wiedererwachen des evangelischen Glaubenslebens in unserm Jahrhundert zugleich eine Wiederherstellung der alten Dogmatik mit sich gebracht hat, das haben wir der Romantik zu danken. Aber die Wasser der Romantik sind im Ablaufen begriffen. Unsre Väter im Glauben, die unter dem Zeichen der Romantik den Rationalismus überwunden haben, und alle, die unter dem Eindruck dieses großen Erlebnisses aufgekommen sind, können sich nicht darein finden, daß es so ist und daß die Wirkung dessen sich auch in Theologie und Kirche bemerklich zu machen beginnt. Wer nicht mit ihnen für die alte Dogmatik, für deren Anpassung an die Denkformen der Gegenwart eintritt, der erscheint ihnen als ein Rationalist. Aber das ist doch nichts als eine wenn auch begreifliche Täuschung. In Wahrheit stehn wir auf dem Boden des Wortes Gottes und des reformatorischen Bekenntnisses. Für den so begründeten Glauben einzutreten ist die einzige Aufgabe, die wir kennen. Eben um deswillen sagen wir: es handelt sich um eine Durchführung des Glaubensstandpunktes im ganzen Dogma. Und nicht anders meinen wirs, wenn wir behaupten: wir brauchen ein „neues Dogma.*)"

J K

*) Es folgt noch ein kurzes Schlußwort über das Dogma von Christus und die Wissenschaft. D H

Das Durchdringen der Lutherischen Reformation in Deutschland

4. Folgen für die Reformation Württembergs und Rückwirkung dieser Reformation auf die Lutheranisirung Oberdeutschlands

Die Bedeutung dieser Thatsachen kam sofort zum Ausdruck, als ein Ereignis eintrat, das längst vorbereitet war: die Rückkehr Herzog Ulrichs von Württemberg und die nachfolgende Reformation seines Landes (Frühjahr 1534). Ulrich hatte bisher zu beiden Gruppen evangelischer Reformation Beziehungen gehabt. Aber von den Wittenbergern stand ihm nur der Landgraf wirklich nahe; unter den Zürichern dagegen unterhielt er die nächsten Beziehungen zu Zwingli. Wäre seine Rückkehr zwei Jahre früher erfolgt, so hätte sie vielleicht die Entscheidung Süddeutschlands für die Züricher Reformation bedeutet, denn die oberländischen Städte wären von selbst diesem fürstlichen Gebiete zugetrieben worden. Jetzt blieb bei den neuen Verhältnissen nichts andres mehr übrig, als der Anschluß an Wittenberg. Ulrich trat dem Schmalkaldener Bunde bei. Nur darin kam die alte Vorliebe des Herzogs für Zwingli zum Ausdruck, daß die gottesdienstlichen Aenderungen in seinem Lande überwiegend das Gepräge der Züricher trugen und daß man im Abendmahl eine vermittelnde Formel wählte, welche Lutherische und Zwinglische Lehre zu versöhnen suchte. Auch die kleinern benachbarten Gebiete, deren Reformation der württembergischen folgte, traten der Wittenberger Gruppe bei.

Aber die Reformation Württembergs hatte noch eine andre Bedeutung. Immer noch standen Wittenberger und Oberländer als zwei zwar politisch geeinigte, religiös aber verschiedne Gruppen neben einander, jede mit ihrem eignen Bekenntnis. Herzog Ulrich ist weder der Augustana noch der Tetrapolitana ausdrücklich beigetreten. Aber seine Reformation wurde dennoch folgenreich für das Verhältnis der beiden Gruppen. Hier hatten sich die beiden Männer, welche die Reformation des Landes durchführten, der Wittenberger Schnepf und Blaurer, der Freund Bucers, zu einer Formel über das Abendmahl wirklich vereinigt und dadurch die einheitliche Regelung der Abendmahlsfrage im Herzogtum ermöglicht. Sollte da nicht auch der Gedanke einer religiösen Einigung in diesem Punkte zwischen Wittenbergern und Oberländern überhaupt Aussicht auf Erfolg bieten, zumal Melanchthon sich innerlich mehr und mehr der oberländischen Auffassung näherte? Es ist die Bedeutung der Wittenberger Konkordie von 1536, daß dies wirklich geschehen ist, daß auf Grund einer Formel, die beide Teile befriedigte, nunmehr auch die religiöse und kirchliche Gemeinschaft aufgerichtet und seitens der Oberländer die Zustimmung zur Augsburgischen Konfession und ihrer Apologie erklärt wurde. Dadurch daß die Wittenberger Formel ganz Lutherisch lautete, sowie dadurch, daß man von oberländischer Seite die Augustana anerkannte und mit der Wittenberger Gruppe in religiös-kirchliche Verbindung, Austausch der Prediger und Lehrer trat, dadurch ist die Wittenberger Konkordie die Brücke geworden, über welche die Oberländer allmählich rückhaltslos in die Lutherische Gemeinschaft traten, um in dieser vollständig lutheranisirt zu werden. Sie waren gegenüber den großen zusammenhängenden Massen Lutherischer Gebiete und Landeskirchen nicht imstande, ihre eigentümliche Auffassung zu bewahren, zumal diese durch die Formel schon so gut wie preisgegeben war. Die kleinre Gemeinschaft ist von der größern aufgesogen worden und hat später deren religiöse und theologische Entwicklung vollständig mitgemacht. Das Mißlingen der in diesen Verhandlungen durch Bucer noch einmal betriebnen Einigung mit den Schweizern hat dann die zwei Gruppen, die nunmehr allein noch bestanden, vollends ganz auseinander getrieben.

5. Politische und soziale Entwicklung des Täufertums in Westfalen und im Ostseebecken. Sein Ende 1535

Der äußere Fortschritt der Lutherischen Reformation hatte sich bisher in folgender Weise vollzogen: in den meisten Gebieten hatte sich eine formlose Bewegung entwickelt, unter der das alte Kirchenwesen mehr oder weniger zusammenbrach. In einer Anzahl von fürstlichen und städtischen Gebieten wurde es noch zusammengehalten durch die Gewalt des Fürsten oder der regierenden städtischen Partei, meistens der Geschlechter. In andern Gebieten fehlte dieser Schutz; aber man hatte seitens der Obrigkeit auch nicht den Mut, ein neues an die Stelle des alten zu setzen. Wo dagegen die Aufrichtung des evangelisch-reformirten Kirchenwesens erfolgte, da geschah es entweder durch die fürstliche Landesobrigkeit oder innerhalb der Städte durch den Rat. Ueberall aber wo die Reformation durchdrang, bedeutete sie die Säuberung des Gemeinwesens von den „papistischen Greueln" in „Zeremonien" und Lehre. Nirgends handelt es

sich um Gründung und Aufrichtung evangelischer Gemeinden von unten her aus den bisherigen Altgläubigen und neben ihnen.

Und noch ein andrer Zug ist an dem bisherigen Gange des Luthertums zu bemerken. Es hatte ein vornehmlich fürstliches Gepräge. Die Bedeutung des Fürsten überwog die der Städte innerhalb der Gemeinschaft der Evangelischen weitaus. Auch da, wo die Reformation in den Städten im Kampfe der Zünfte gegen die Geschlechter durchgefochten worden war, hatte doch die kirchliche Neuordnung ein Gepräge bekommen, das die städtischen Kirchenwesen von den fürstlichen nicht unterscheiden ließ und das auch wiederum auf die Gesamthaltung der Städte bestimmend zurückwirkte.

Dagegen entwickelte sich nun die Sache seit Anfang der dreißiger Jahre zum Teil sehr abweichend in einer andern Schicht des Reichs, in einem großen Teile der niederdeutschen Städte, zunächst in Westfalen.

Auch in den dortigen Städten waren die Verfassungskämpfe zwischen Geschlechtern und Zünften längst im Gange. Aber die erstern hatten noch das Heft in der Hand. Da drang nach dem Bauernkriege die Lutherische Bewegung auch hieher, und bald standen sich Geschlechter und Klerus einerseits, Zünfte und Luthertum anderseits gegenüber. Zu Anfang der dreißiger Jahre hatten diese in der Mehrzahl der Städte, meist unter tumultuarischen Vorgängen, ihre Forderungen ganz oder teilweise durchgesetzt. Allein eine klare Vorstellung von den positiven religiösen Gedanken des Luthertums wird hier selten zu finden gewesen sein. Das Evangelium war hier im ganzen nur das Mittel, die politischen Forderungen der Partei durchzusetzen.

Von Westfalen drang diese Bewegung im selben Geiste nach Lübeck und setzte sich unter der Führung von Jürgen Wullenweber auch hier durch: Jürgen wurde 1533 Bürgermeister. Damit hatte die Bewegung Besitz vom Ostseerande ergriffen und sprang nun in kürzester Frist von einem Punkte zum andern. In diesen mächtigen städtischen Gemeinwesen aber, die meist der Hansa angehörten, blieb der demokratische Zug der Anfänge maßgebend auch für die Zukunft. Dem schmalkaldischen Bunde, der vorzugsweise ein Bund der Fürsten war, traten die meisten nicht bei. Im Gegenteil, es entwickelte sich hier eine politische Richtung, die sich unmittelbar gegen die monarchischen Gebilde zunächst des Ostseebeckens kehrte. Schon wußte man auch in den skandinavischen Städten eine demokratische Bewegung zu entfachen, die in stetem Steigen war.

Diese Richtung wurde verstärkt durch eine Entwicklung, die sich in allen diesen Städten von Westfalen bis nach Livland vollzog, den allmählichen Uebergang des Luthertums in das Täufertum. Bei dem Siege über die Geschlechter und den Klerus hatten noch alle Elemente zusammengehalten, die wider die Herrschaft dieser beiden waren. Seitdem nach dem Siege die Zünfte die Herrschaft an sich genommen hatten, drückten die in den Zünften nicht vertretnen Massen, vorzugsweise die kleinen Handwerker und Arbeiter nach, um nun auch ihren Anteil am Stadtregiment zu gewinnen. Erst dadurch ist die Bewegung in vollem Sinne eine demokratische geworden. In diesen Kreisen aber war nicht das Luthertum, sondern das Täufertum die religiöse Fahne, zu der man hielt, und zwar das Täufertum in einer außerordentlich gewaltsamen sozialrevolutionären Form, die an Münzer und seine Genossen erinnerte. Diese Richtung hatte sich seit der Gefangennahme Melchior Hoffmanns unter dem Drucke der furchtbaren Verfolgung in Holland entwickelt und hatte von da in ungeheurer Propaganda seit Ende 1533 sich über die Niederlande, den ganzen Niederrhein bis hinüber nach Bremen und Lübeck verbreitet. Noch war die Entscheidung zwischen den beiden nunmehr rivalisirenden Mächten nicht gefallen. Aber schon neigten sich so ausschlaggebende Persönlichkeiten wie Jürgen Wullenweber, dem Täufertum zu. Blieb die demokratische Bewegung, an deren Spitze sie standen, Siegerin, so war auch der Triumph des Täufertums über die alte Kirche wie über das Luthertum im selben Umkreis entschieden. Der Krieg Lübecks unter Jürgen Wullenweber gegen Dänemark und seinen König Christian von Holstein galt der Wiedergewinnung der ehemaligen Stellung der Hansa in den skandinavischen Reichen. Aber die Erfüllung und Sicherung dieses Zweckes sollte wesentlich gefördert werden durch die Entfesselung der Demokratie in den dänischen und schwedischen Städten und deren Bund mit der Lübischen. Das Ziel war die Vertreibung der beiden Könige.

Die Entscheidung ist im Juni 1535 gegen Lübeck ausgefallen. Mit Wullenweber brach das ganze System zusammen. Die demokratische wie die täuferische Bewegung der Ostseeländer kam zum Stillstand. Das Luthertum der Binnenstädte des schmalkaldischen Bundes drang auch hier durch.

Einen andern viel grauenvollern Ausgang nahm das Täufertum zusammen mit der demokratisch-anarchischen Partei in Westfalen. Es ist bekannt, welch wahnwitziges Unternehmen das Täufertum hier in seinem Mittelpunkte Münster hervorgetrieben hat. Die Greuel wurden durch die Eroberung der Stadt in denselben Tagen beendigt, da auch im Norden die Entscheidung fiel. Das Täufertum hatte damit in Deutschland seine große Rolle ausgespielt. Die Verquickung der religiösen Ziele mit andern politischen Unternehmungen, sowie die entsetzlichen Ausschreitungen einerseits und die neuen darauf folgenden furchtbaren Verfolgungen anderseits haben es hier so gut wie ganz ausgerottet.

6. Siegreiches Fortschreiten der Lutherischen Reformation vor allem im Nordosten Deutschlands

So war mit dem Jahre 1535 überall im Reiche, wo das alte Kirchenwesen nicht mehr fortbestand, dasjenige Luthertum Sieger geblieben, das sein Gepräge durch die fürstlichen Reformationen erhalten hatte.

In dieser Form ist es denn in nächster Zeit innerhalb des Reiches weiter vorgedrungen. Durch die Reformation im Herzogtum Sachsen 1539, in Brandenburg 1540, in Mecklenburg 1540 und Kalenberg 1540—42 wuchs das Gebiet des norddeutschen Luthertums zu einer großen Masse zusammen, die von Preußen und Pommern westlich bis an die Weser, südlich bis Schlesien, Sachsen, Franken reichte und ihre Außenposten in Württemberg und benachbarten kleinern Gebieten sowie in den oberschwäbischen und elsässischen Städten besaß.

Unter dem Drucke dieser zusammenhängenden Masse weltlicher reformirter Gebiete Norddeutschlands traten unmehr seit 1540 auch geistliche Reichsfürsten zum Luthertum über, oder ihre Landstände erzwangen sich das Recht zur Durchführung der Reformation. Ersteres geschah im Erzbistum Riga, dem Bistum Schwerin, der Abtei Quedlinburg, letzteres in Magdeburg und Halberstadt.

Allein immer noch war bisher die Reformation seitens der geistlichen oder weltlichen Obrigkeit nur da vorgenommen worden, wohin deren unbestrittne Herrschaftsrechte reichten. Nunmehr aber begann mit Anfang der vierziger Jahre eine Epoche, da sie über die Grenzen ihres Landes hinübergriffen.

Vor allem in den beiden Sachsen empfand man es peinlich, daß in dem eignen Gebiet eine Anzahl geistlicher Stifter eingesprengt war, über die den sächsischen Fürsten nur eine begrenzte Oberherrschaft zustand und die darum ebenso der Alleinherrschaft des Luthertums wie der Abrundung der vollen Landeshoheit einen Riegel vorschoben. So ließ denn der Kurfürst Johann Friedrich im Januar 1542 bei Gelegenheit der Erledigung des Bistums Naumburg kraft seiner Schutzhoheit den Lutherischen Theologen Amsdorf zum Bischof erheben, das Bistum reformiren und das Stiftsgut in kurfürstliche Verwaltung nehmen. Darauf bereitete er einen ähnlichen Schlag gegen Meißen vor, dessen Schutz- und Hoheitsrechte zwischen den beiden sächsischen Linien geteilt waren. Indem er aber hier das Kollegiatstift Bautzen besetzen ließ, stieß er auf den leidenschaftlichen Widerstand des jungen Herzogs Moritz und legte damit den Grund zu dessen Entfremdung, welche die Katastrophe des schmalkaldischen Krieges wesentlich vorbereitete. Zwei Jahre darauf ließ Moritz selbst in Merseburg, dem dritten sächsischen Bistum, seinen Bruder August zum weltlichen, und einen evangelisch gesinnten anhaltischen Prinzen zum geistlichen Verwalter wählen und die Reformation durchführen. Damit war das ganze sächsische Gebiet dem Luthertum zugeschlagen worden.

Außerdem hatten aber die Schmalkaldener schon im Jahre 1542 nach dem unbegründeten Angriff des Herzogs Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel die sofortige Reformation dieses Fürstentums vollzogen. M-G

Johann Jakob Schütz

Der Dichter des Liedes „Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut"

3

Das Ansehn und der Reichtum von Schütz wuchsen noch mehr, als er sich 1680 mit Elisabeth Katharine Bartels (geb. 8. Juni 1652) aus einer sehr begüterten Familie verehelichte. Es tritt uns hier eine dem Gatten in jeder Hinsicht geistesverwandte Frau entgegen, bibelkundig und glaubensstark, aber noch „weit halsstarriger, als er gewesen." Man wird es beachtenswert finden, daß mehrere ihrer Vorfahren eine besondre Stärke des Charakters bewiesen haben, indem sie den Märtyrertod um des Evangeliums willen gestorben sind. Der Ahnherr der Familie, Schobelant Bartels, war am 10. Juli 1568 unter Alba lebendig verbrannt worden, weil er es gewagt hatte, in Ermangelung eines Seelsorgers den Glaubensgenossen in einer Scheune zu predigen.*) Sein Sohn Heinrich, der nach Frankfurt übersiedelte, war vermählt mit Elisabeth Spiering, aus deren Geschlecht gleichfalls ein Glied die Krone der Blutzeugen erlangt hatte. Der Urenkel jenes Schobelant, der Vater der Frau Dr. Schütz, hatte eine Gattin aus der Familie Peters, die mehrere Bekenner aufzählen konnte. Es läßt sich nicht verkennen, daß der trutzigliche, unbeugsame Sinn jener Katharina Elisabeth etwas an den Mut der niederländischen Ahnen erinnert, so sehr wir ihre Verirrung selbst beklagen müssen.

Am 3. Oktober 1680 wurde der wohledle, feste und hochgelahrte Herr Johann Jakob Schütz, beider Rechte Lizentiat und Advokat, mit der ehr- und tugendreichen Jungfrau Katharina Elisabeth Bartels getraut. Jedenfalls vollzog Spener diese Handlung, der auch die beiden ersten Kinder aus dieser Ehe getauft hat, also nach wie vor der offizielle Seelsorger des Hauses geblieben ist; wie er auch den Superintendenten Petersen mit Fräulein von Merlau in seinem eignen Hause im September desselben Jahres kopulirt hat. Die Trauung von Schütz, ferner die erste Taufe fanden noch öffentlich statt, während die übrigen Kinder (mit einer Ausnahme) mit Zustimmung des Bürgermeisters im Hause getauft wurden, woraus auf einen immer stärkern Zug zur Absonderung von der Kirche sich schließen läßt.

Im folgenden Jahre (8. März 1681) wurde Schütz in das Bürgerrecht aufgenommen, ein Beweis, daß er für seine Person an eine Auswanderung kaum ernstlich gedacht hat, obgleich die Unterhandlungen beständig im Geheimen fortgesetzt wurden. Daß er in sehr günstigen Verhältnissen lebte, beweist die hohe Besteuerung seines Vermögens, die ihn mit den vornehmsten Patriziern wie Lersner, Günterode, Bienenthal u. a. auf eine Linie stellte. Seine Wohnung lag, wie er in einem Briefe an Petersen erwähnt,**) in der Vorstadt hinter der schlimmen Mauer, der heutigen Stiftsstraße, in der jetzt die Dr. Senckenbergschen Stiftshäuser liegen. Die stille Lage des Hauses war so recht geeignet für ein weltabgeschlossnes Familienleben im Sinne des Pietismus. Läßt sich auch das Haus von Schütz nicht mehr ermitteln, so können wir, was wichtiger ist, einen Einblick in das häusliche Leben thun, dank einigen Aufzeichnungen von Frau Schütz, die hie und da von fremder Hand ergänzt sind.***)

Es folgen da zunächst einige Einträge über die Kinder als schönes Zeugnis für den Geist eines Christenhauses in alter Zeit und zugleich als beschämender Spiegel für so viele pflichtvergessene Eltern unsrer Tage. Die Orthographie liegt trotz der geistigen Bildung von Frau Schütz etwas im Argen, weshalb wir den Text berichtigt bieten (mit Weglassung von nebensächlichen Dingen, wie z. B. den Namen der Paten, die durchweg wie die Schützsche Familie der sogenannten niederländischen Gemeinde angehörten):

1681 den 19. August um zwei Uhr nachmittags ist geboren meine Tochter Margarete Elisabeth Schützin. Der Herr Herr segne dieses mein liebes Kind und lasse es aufwachsen zu seinen Ehren!

1682 den 30. November um zwölf Uhr mittag ist geboren meine Tochter Katharina. Gelobt sei Gott, dessen Güte währet ewiglich!

Dabei findet sich ein Eintrag von fremder Hand:

„Wurde alt vier Jahre und fünf Wochen; war in christgläubiger Erfahrung ein Wunder aller der sie gekannten Menschen, welches der hier hinten beigebogne Lebenslauf beweist."

1685 den 27. Februar vormittags halb zwölf Uhr ist geboren meine Tochter Jakobine. Der Gott Abraham, Isaak und Jakob segne und erhalte sie in dem Teil Israels, seines Auserwählten, worinnen alle Völker und Geschlechter gesegnet werden zu seiner Ehre! Amen!

1687 den 9. Januar Sonntags morgen um sieben Uhr ist mein geliebtes Töchterlein Katharina selig entschlafen, ein Kind, welches gegen jedermann liebreich gewesen ist. Sie entschlief unter dem Gebet ihres Vaters, ihres Alters vier Jahr fünf Wochen. Der Herr unser Vater tröste dero liebreiche Seele an seinem Ort. Sein Name sei hochgelobt über alles! Sie ist die erste in unser neu Grab geleget worden. Gott segne ihre Ruhe, bis wir wieder mit Freuden zusammenkommen in seiner Herrlichkeit!

1687 den 2. März mittags um halb zwölf Uhr ist geboren meine Tochter Maria Katharina. Der Herr Jesu, der reinen Jungfrauen Maria Sohn, reinige ihr Herz, Seele und Geist von aller Befleckung und heilige sie selbst zum reinen Gefäß seiner Ehre! Ihm sei Preis von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen!

Hier folgt nun wieder ein Zusatz von fremder Hand, der auf die Erfüllung dieses Wunsches hindeutet:

„Verehelichte sich mit Christo ihrem himmlischen Bräutigam und vermachte Ihm, respektive seinen Christgläubigen unverschuldeten Armen ihr ganzes Hab, Gold, Silber, Kapitalien und Effekten zu einer immerwährenden Austeilung an dieselben u. s. f."

1689 den 26. Juni eben um zwölf Uhr mittags ist geboren meine Tochter Johanna Rebekka. Der Herr Herr unser Gott heilige sie sich selbsten zum Gefäß der Ehren, daß sie ihm von ganzem Herzen, von ganzer Seele und allen Kräften dienen möge ihr Lebenlang um Jesu willen, des Hochgelobten. Amen!

Gehen nicht alle diese Aufzeichnungen auch aus der Tonart: Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut? Zur Kennzeichnung des Familienlebens diene noch folgende Notiz der Gattin über den Gatten:

In solcher Zufriedenheit ist seine Seele auch in gesunden Tagen gewesen. Ach, wie oft hat er Gott in der Stille gelobt für die reiche Ueberschüttung seiner Güte und Liebe; euch Kinder hat er fleißig ermahnt zu folgen dem Exempel Jesu.

Um so beklagenswerter ist es, daß eine Familie von einem so exemplarischen christlichen Wandel sich immer mehr einer krankhaften Weltflucht hingab, wodurch sie dem geistlichen Amte nicht zum Segen, sondern zur Last wurde. Schütz erklärte sich zwar manchmal bereit, das Sakrament privatim anzunehmen; da aber solche Gesuche in Frankfurt immer, außer in Krankheitsfällen, wie Spener selbst erwähnt, abgewiesen wurden, so mußte sich die Sache zerschlagen. Auch eine Schrift des Seniors über die Kommunion der Unwürdigen, in der er zu beweisen sucht, daß dieselbe den Würdigen nicht schaden könne, blieb ohne Wirkung. Schütz wurde immer mehr für die eigentümlichen Meinungen der beiden Petersen eingenommen, deren Ehe hauptsächlich durch seine Bemühungen zustande gekommen war. Diese verteidigten nachmals auch die Wiederbringung aller Dinge und bestritten damit die rechtgläubige Lehre von der Ewigkeit der Höllenstrafen. Wie sehr er auch sonst über schwierige theologische Fragen grübelte, beweist die Mitteilung an Petersen (a. a. O. S. 23), daß er über die vorweltliche Präexistenz der Seele Christi eine eigne Meinung gehabt habe. Diese scheinbar unwesentliche Frage hatte indessen für ihn einen praktischen Hintergrund, indem er, wie die beiden Petersen, durch Annahme einer himmlischen Gottmenschheit Jesu Christi eine Vereinigung zwischen Lutheranern und Reformirten in der Abendmahlslehre herbeizuführen bestrebt war. Vermutlich beschäftigte sich Schütz auch mit der jüdischen Geheimlehre der Kabbala, für die sich später eine seiner Töchter lebhaft interessirte.

Im Jahre 1681 hat er eine Schrift über die Bedeutung eines Kometen herausgegeben, der im November und Dezember 1680 großes Aufsehen erregt hatte; wenigstens ist eine solche

*) Näheres siehe in der Festschrift von Steitz-Dechent, Geschichte der niederländischen Gemeinde (Frankfurt, Alfred Neumann, 1883), S. 41.

**) Vgl. den Anhang zu dem Aufsatze von Plitt in den Nova Acta.

***) Diese Papiere finden sich auf dem Aktuariat der Schützschen Stiftung zu Homburg v. d. Höhe.

Schrift im Inhaltsverzeichnis der „Lateinischen Bedenken“ erwähnt, und 3, 377 ist ebendaselbst von einer Bewegung in Esthland die Rede, die das Buch „unsers besten Schütz“ hervorgerufen habe. Von jener Schrift sind zwar keine Exemplare erhalten; doch läßt sich annehmen, daß sie eine ähnliche Richtung verfolgte wie das gleichzeitige Werk eines andern Frankfurter Rechtsgelehrten, des Philipp Ludwig Anthäus, der in jenem Phänomen ein Vorzeichen des jüngsten Tages sah und einen Bußruf daran knüpfte. Jedenfalls hat Spener in diesem Falle des Freundes Ansicht nicht geteilt; denn mehrfach hat er in erfreulicher Besonnenheit alle phantastischen Ansichten über die Bedeutung der Kometen als nicht in der Schrift begründet abgewiesen, wiewohl er es nur billigen konnte, wenn die Menschen durch alle besondern Naturerscheinungen zu Nachdenken und Selbstprüfung sich veranlaßt sähen. Schärfer wendet sich gegen dergleichen Schriften ein 1682 abgedrucktes rechtliches Bedenken des Vincenz von Piacenza, der strenge Strafen fordert gegen Personen, die durch solche Deutungen den Aberglauben förderten, selbst gegen Prediger auf der Kanzel. D-Fr

---

Ein deutsch-evangelisches Bistum Jerusalem?

Durch viele kirchliche und politische Blätter ist in der letzten Zeit die Nachricht gegangen, es werde demnächst ein deutscher evangelischer Bischof nach Jerusalem gesandt werden. Bekanntlich hielt es Friedrich Wilhelm IV., der Mann mit dem warmen Herzen und den hohen Plänen für die evangelische Kirche, für eine Schmach der evangelischen Christenheit, daß sie im Orient als den beiden andern großen Konfessionen nicht ebenbürtig betrachtet wurde. Eine Gleichstellung mit diesen schien ihm zur Vertretung der gesamten Christenheit an den heiligen Stätten zu gehören. Darum benutzte er die Dankbarkeit, zu der die Türkei im Kriege mit Mehemmed Ali den abendländischen Mächten verpflichtet war, und das damals bestehende freundschaftliche Verhältnis zu England, um im Jahre 1841 durch Bunsens Vermittlung das sogenannte „preußisch-englische Bistum Jerusalem“ zu gründen. Nach dem Briefe des Königs vom 26. August 1841 an Bunsen war seine Absicht:

1) Durch Errichtung des Bistums Jerusalem den Evangelischen im Orient eine anerkannte Existenz zu verschaffen, indem der neu anerkannten Kirche das für die Türken unumgänglich sichtbare Oberhaupt derselben innerhalb der Reichsgrenzen gegeben wird, und sie so in den Augen der Türken gleich ebenbürtig unter die alten Schwestern des Orients gestellt werden könne; 2) durch Agglomeration einer teutsch-englischen Zunge das gräßliche Aergernis von Türken, Juden und Christen des Orients zu vermeiden, welches das gleichzeitige Auftreten vieler getrennten protestantischen Kirchen und Sekten den Genannten geben mußte; 3) zur Stiftung einer Kirche beizutragen, die so liegen wird, daß sie wohl einst das Zentrum der Judenchristen und einer größern Vereinigung der evangelischen Bekenntnisse werden dürfte, wenn das in dem Willen des Herrn liegen sollte.

Dies waren die großen, schönen Ideen des edlen Königs; aber wie die Geschichte zeigt, hat es bisher nicht in dem Willen des Herrn gelegen, sie zu erfüllen.

Friedrich Wilhelm IV. zahlte die Hälfte der bischöflichen Dotation, die Zinsen von 15 000 Pfund Sterling = 12 000 Mark im Jahre, und hatte dafür das Recht, abwechselnd mit England einen Bischof zu ernennen. Da aber auch nach des Königs Absicht das Bistum wesentlich anglikanisch war, so durfte nur ein als Diakon, Priester und Bischof nach anglikanischem Ritus ordinirter Mann auch von der preußischen Krone erwählt werden. Jedoch erkannte dieser die Augsburgische Konfession und den Gebrauch der kgl. preußischen oder altlutherischen Liturgie als berechtigt an. Ebenso wurde die später errichtete Kirche der Londoner Judenmission dem deutschen Teile der Gemeinde in den Nachmittagsgottesdiensten zum Mitgebrauch eingeräumt und dabei das Bunsensche Gesang- und Gebetbuch benutzt. Die anglikanische Kirche hat bei allen diesen Einrichtungen sich nicht, wie sie manchmal angeklagt ist, hochmütig, sondern durchaus brüderlich benommen.

Zuerst ernannte England den Bischof Alexander Wolff, einen aus Breslau gebürtigen Proselyten; dann folgte 1845 der von Friedrich Wilhelm IV. erwählte, mit Recht von ihm

hochgeschätzte Bischof Gobat, ein französischer Schweizer, im Dienste der Church-Mission, schon früher zum Diakon und Priester ordinirt, darauf nach des Königs Wahl vom Erzbischof von Canterbury zum Bischof geweiht. Nach einer langen, gottgesegneten, erfolgreichen Wirksamkeit starb Gobat 1879, und auch der darauf von England eingesetzte Bischof Barclay ging 1881 heim ins obere Jerusalem. Unzweifelhaft war England nun völlig im Rechte, wenn es von der Krone Preußens die Ernennung eines neuen anglikanisch ordinirten Bischofs verlangte. Auf der andern Seite aber war das Preußen vom Jahre 1882 ein andres als das vom Jahre 1841, und es entsprach der Würde der preußischen Kirche nicht mehr, einfach als ein Annex der anglikanischen zu erscheinen, zumal auch die Zahl der evangelischen Deutschen im heiligen Lande weit die der Engländer überwog. Ich glaube nicht, daß die Engländer sich über die Auflösung des 1841 geschlossnen Vertrages sehr verwundert haben. Die anglikanische Kirche schickte darauf für ihre eignen Angehörigen einen besondern Bischof nach Jerusalem, mit dem die Deutschen offiziell nichts mehr zu schaffen hatten, wenn man auch mit Dank gegen Gott sagen kann, daß das Verhältnis der beiden Gemeinden bisher ein freundliches und einträchtiges geblieben ist.

Was aber sollte nun Preußen thun? Sollte es auch einen Bischof für die deutschen Protestanten nach Jerusalem senden? Die Frage ist vielfach und meist zustimmend besprochen worden. Allein so einfach, wie die Mehrzahl es sich vorstellt, als handle es sich nur darum, einen passenden Mann zu finden und ihn dann mit dem Titel „Bischof“ hinzuschicken, liegt die Sache doch nicht. Eine ganze Reihe von Bedenken müßte erst überwunden werden, die jedenfalls die Aufhebung des Planes noch auf Jahre hinausschieben, wenn nicht ganz vereiteln würde.

Zuerst, in welche Lage käme der neue Bischof der türkischen Regierung gegenüber? Der Plan König Friedrich Wilhelms IV., welcher eine einheitliche Vertretung aller Evangelischen im Morgenlande wünschte, würde durch ihn geradezu vernichtet. Durch die Hinsendung eines zweiten protestantischen Bischofs neben dem anglikanischen würde die Vielköpfigkeit des Protestantismus allen Andersgläubigen lebendig vor Augen geführt. Daß etwa die türkische Regierung sich durch den Titel eines Bischofs mehr imponiren ließe und sich deswegen den deutschen Protestanten huldreicher erwiese als bisher, ist ein Phantom. Der Türke ist Realpolitiker wie einer, fragt weder nach Titeln noch Glaubenslehren, sondern einfach nach der politischen oder Geldmacht, die hinter dem Bischof steht. Ich fürchte, mit beiden sieht es für unsern zukünftigen Bischof schwach aus. Die englische Regierung ist in schwierigen Fällen immer für ihren Bischof diplomatisch eingetreten, und das war auch unzweifelhaft die Absicht Friedrich Wilhelms IV. Ob aber unsre gegenwärtige „paritätische“ Regierung dazu geneigt sein würde, ist doch sehr die Frage. Auch die in Aussicht stehende Dotation erscheint für einen Bischof sehr mäßig. Außer dem Jerusalemer Kollektenfonds, der vom preußischen Kultusministerium verwaltet wird und dessen Zinsen für die Erhaltung des bestehenden Pfarr- und Schulsystems fast ganz verbraucht werden, sind die Mittel für den Bau einer Kirche in Jerusalem und Bethlehem gesammelt, und endlich stehn die 300 000 Mark, die König Friedrich Wilhelm IV. dem Bistum gestiftet und die sich vielleicht inzwischen durch die Sedisvakanz um etwas vermehrt haben, zur Verfügung. Damit könnte man dem Bischof eine entsprechende Wohnung und 12 000 Mark jährliches Gehalt verschaffen. Mancher wird sagen: Das ist über und über genug für einen evangelischen Bischof! Gewiß, nach unsern heimischen Begriffen. Aber nicht genug, um den Morgenländern ein in die Augen fallendes Bild von der Bedeutung der deutsch-evangelischen Kirche zu geben, nicht genug, um die Repräsentanz unsrer Kirche nur von ferne der der anglikanischen oder gar der griechischen, lateinischen und armenischen gleichzustellen. Der englische Bischof würde etwa das dreifache Einkommen haben, von den Patriarchen der andern Kirchen ganz zu schweigen. Geld kann freilich in keiner Weise den Geist ersetzen; aber um in arabischen und türkischen Kreisen Einfluß zu erlangen, ist es

ein sehr wichtiges Mittel. „Das Geheimnis des Einflusses liegt zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger," ist ein morgenländisches Sprichwort. Der eventuelle deutsche Bischof von Jerusalem würde in seiner Repräsentation und in seinen Ehrenausgaben sich manche Einschränkungen auferlegen müssen und infolge davon so vielen Enttäuschungen ausgesetzt sein, daß es vielleicht besser ist, gar keinen hinzuschicken, wenn nicht größere Mittel für ihn verwendbar sind.

Andre Bedenken würden aus dem Verhältnisse des Bischofs zur Kirche der Heimat und zu seinen Kollegen im Morgenlande folgen. Wir haben bis jetzt in Deutschland keine Bischöfe. Männer von der Bedeutung eines Nitzsch und Wilhelm Hoffmann haben wie König Friedrich Wilhelm IV. ihre Einsetzung gewünscht, um die Kirche selbständiger zu machen, und auch gegenwärtig wird dieser Gedanke von vielen geteilt. Wir wollen hier über die Zweckmäßigkeit solchen persönlichen Regiments nicht disputiren; allein so lange in den deutschen Landeskirchen keine Bischöfe existiren, würde sich ein deutsch-evangelischer Bischof in Jerusalem wie ein weißer Rabe ausnehmen. Wir haben ja früher in Preußen und Nassau den Bischofstitel gehabt durch königliche, bez. herzogliche Ernennung. Allein mit der Zeit ist man selbst wieder davon abgekommen und, wie mir scheint, mit Recht. Alle übrigen Kirchen, selbst die Brüdergemeine, legen einen gewissen Wert auf die successio apostolica, auf die Konsekration jedes Bischofs durch Bischöfe. Wollen wir im Morgenlande einen Bischof haben, der als solcher von den übrigen Konfessionen, auch von der anglikanisch-protestantischen, anerkannt wird, so muß er notwendig durch rite ordinirte Bischöfe geweiht werden. Das ließe sich freilich erreichen. Dänische oder schwedische Bischöfe oder die der Brüdergemeine würden sich schwerlich bedenken, unsern präsumtiven Bischof zu weihen, wie es Friedrich Wilhelm IV. früher einmal beabsichtigt hat. Allein dann entsteht die Frage: Würden uns evangelischen Deutschen damit nicht Ideen von einer successio apostolica und von einer besondern Bedeutung der bischöflichen Ordination aufgedrängt, die wir weder für historisch noch evangelisch mehr ansehen könnten? Würde damit der Jerusalemer Bischof nicht gleichsam vor unsern Generalsuperintendenten etwas voraus zu haben scheinen, wenn es auch nur ein Schein ist? Ehe man die Entscheidung in dieser Frage nicht gegeben hat — und dabei würde gewiß auch die Generalsynode mit zu beraten haben —, ist es unmöglich, aufs Geratewohl einen Bischof nach Jerusalem zu schicken.

Eine dritte Reihe von Bedenken geht aus der Stellung des neuen Bischofs und den damit verbundnen Aufgaben und Pflichten hervor. Außer der Repräsentation der evangelischen Kirche Deutschlands würde ihm die Leitung und Ueberwachung der deutschen Gemeinden und Missionsanstalten des Orients und die Anregung zu ihrer Befestigung und Erweiterung zufallen. Man darf aber nicht vergessen, daß in Wirklichkeit der Bischof nicht Repräsentant einer evangelischen Kirche Deutschlands ist, die leider gar nicht existirt, sondern nur der unirten Landeskirche Preußens. Wenn nun auch die außerpreußischen Lutheraner und Reformirten und ebenso die Schweizer, die einen nicht kleinen Prozentsatz unsrer morgenländischen Gemeinden ausmachen, sich dazu verstehen möchten, ihn als ihr geistliches Oberhaupt anzuerkennen, so wird doch die Gemeinde des Tempels, die Hoffmannianer, welche sich zu den übrigen Deutschen in Palästina wie 4 : 1 verhalten, sich zunächst jedenfalls ablehnend stellen, und somit würde der Eindruck einer Einheit der deutschen Protestanten auch durch den Bischof nicht hervorgerufen werden. Was sein Wirken angeht, so wird es ihm ja möglich sein, wenn die Mittel vorhanden sind, hie und da neue Missionsstationen zu errichten oder in einzelnen größern Orten Syriens und Aegyptens mit der Zeit kleine deutsche Gemeinden zu gründen. Man gebe sich aber auch in diesem Punkte nur höchst bescheidnen Hoffnungen hin. Weder für wesentliche Erweiterung der deutschen Kolonisation noch für größere Ausdehnung der Mission bietet Palästina einen günstigen Boden. Unsre Handelsinteressen liegen ganz wo anders, die vorhandnen Ackerbaukolonien der Templer halten sich mit Mühe über Wasser, und an protestantischen Missionsstationen der Engländer und Amerikaner ist allerorten kein Mangel.

Endlich würde auch die Verwaltung nicht geringe praktische Schwierigkeiten verursachen. Die Pfarrer des Morgenlandes hängen vom preußischen Oberkirchenrate, die Diakonissen- und Missionsanstalten von ihrem betreffenden Direktorium ab. In allen wichtigen Angelegenheiten und in allen Geldfragen würde nicht der Bischof, sondern die heimische Behörde die Entscheidung zu geben haben. Da aber der Bischof doch auch sein Votum beifügen müßte, so würde die ganze Korrespondenz den Weg über Jerusalem nehmen, was für jeden Brief auch bei der schleunigsten Erledigung bei den dortigen Postverhältnissen eine Verzögerung von 8—14 Tagen ergäbe. Ehe alle diese Schwierigkeiten nicht in befriedigender Weise gelöst sind, wird an die Aussendung eines deutsch-evangelischen Bischofs schwerlich zu denken sein, und darüber kann noch viel Wasser ins Meer fließen.

Indes eine einheitliche Zusammenfassung der deutsch-evangelischen Gemeinden sowohl als der Missionsbestrebungen im Morgenlande wäre für das Gedeihen beider höchst erwünscht. Jetzt arbeiten die verschiednen Pfarrer draußen und die Komitees in der Heimat, ohne daß eins viel von dem andern weiß, und infolge davon mit mancherlei Verwirrung und unnötigen Mehrausgaben. Es bleibt auch manches ungethan, was geschehen müßte, weil jeder auf seinen eignen Weg sieht. Am einfachsten und leichtesten würde man dem oben genannten Ziele dadurch näher kommen, daß man nach gut lutherischer Sitte einen Superintendenten oder Generalsuperintendenten aussendet, dem vorläufig möglichst freie Hand gelassen wird, von dem man nicht zu viel von bischöflicher Repräsentation, dafür aber um so mehr ein warmes evangelisches Herz und ein freies und offnes evangelisches Auge verlangt. Der Kaiser hat für die Ordnung der morgenländischen Verhältnisse, soweit sie die deutsche Kirche angehen, neuerdings ein besondres Komitee eingesetzt, bestehend aus den Herrn Ministerialdirektor Dr. Barkhausen, Oberhofprediger D. Koegel, Graf Ziethen-Schwerin, Abt D. Uhlhorn und Kommerzienrat Colsmann. Wir vertrauen, daß ihre Weisheit und Liebe für das heilige Land in dieser wichtigen Frage die richtige Entscheidung zu finden wissen wird. W-B

Die Ultramontanen in Bayern

Man muß es anerkennen, daß die Ultramontanen ihre Ansprüche mit einer seltnen Ausdauer und Zähigkeit unablässig geltend zu machen verstehen. Schon der Katholikentag in München am 23. und 24. September ist bei dem Mangel an Unterstützung durch die Bischöfe und an Interesse für derartige Bestrebungen im ganzen Lande nur durch diese Beharrlichkeit und Unermüdlichkeit zu stande gekommen und hat gezeigt, daß die Intransigenten immerhin wenigstens aus dem jüngern Klerus und aus der ländlichen Bevölkerung eine stattliche Anzahl von Leuten zu rekrutiren vermögen. Die Verhandlungen dort nahmen ihren Ausgang vom Memorandum der Bischöfe und dessen ministerieller Beantwortung. Als bayrische Spezialität kam insbesondre das Plazet zur Diskussion, welches für alle Verordnungen und Gesetze der Kirchengewalt die vorgängige Einsicht und Genehmigung des Königs zur Veröffentlichung und Ausführung verlangt. Sonst unterschieden sich die Reden von den auf derartigen katholischen Versammlungen üblichen nur insoweit, als mehr wie sonst wohl auf eine Verdrängung der nichtkatholischen Presse hingearbeitet wurde. Unter den üblichen Klagen über die grenzenlose Zurücksetzung der katholischen Kirche fehlte selbstverständlich auch die über Machtlosigkeit und Gefangenschaft des heiligen Vaters nicht, der, nachdem er mit Preußen Frieden angebahnt, nun dem Bayernlande seine Fürsorge zuwende. Derselbe ermangelte denn auch nicht, der Versammlung den apostolischen Segen zu spenden und als besondre Gratifikation den Teilnehmern an der Wallfahrt nach Altötting einen vollkommnen Ablaß zu gewähren, den sich aber verhältnismäßig nur sehr wenige Mitglieder des Tages zu nutze machten.

Die bedeutsamste Folge des Katholikentages war ein heftiger Sturm der Ultramontanen in der Kammer der Landtagsabgeordneten. Er richtete sich auf das Plazet, welches die ultra-

montane Interpretation trotz der entgegenstehenden Paragraphen 57 und 58 der zweiten Verfassungsbeilage und trotz aller Gegenbeweise des Ministerpräsidenten aus der eignen Geschichte des Plazet nicht auf Glaubenssachen beziehen will. Es berührt den, der mit den letzten Zielen der Ultramontanen vertraut ist, wohlthätig, zu sehen, wie in der Debatte diese Ziele klar herausgetraten und ausgesprochen wurden. Man erkannte wohl, daß im Hintergrunde des Antrages die Herrschaft der Kirche über den Staat und die Unterdrückung der andern Konfessionen lauert. Insonderheit hat Freiherr von Stauffenberg die römische Beharrlichkeit gebrandmarkt. Gegenüber dem Vorgeben, als ob die Freigebung des päpstlichen Verkehrs mit den bayrischen Katholiken in Dingen der Glaubens- und Sittenlehre gänzlich gefahrlos sei, wies er darauf hin, daß eben die Frage, was zur Glaubens- und Sittenlehre gehöre, das punctum saliens des hundertjährigen Streites zwischen Kirche und Staat sei. Das Schema des Konzils von 1870 sage ganz klar, daß sich das Moralgesetz auf alle Handlungen der Privatleute sowohl als der Herrschenden und der Regierungen, sowie auch auf weltliche Handlungen beziehe. Es sei völlig müssig, von innern und äußern Religionssachen zu sprechen. Und Minister von Lutz selbst hat mit wünschenswertester Deutlichkeit gerade den Glaubenssatz von der Infallibilität, der den Ausgang des Streites in der bayrischen Kammer bildet, für staatsgefährlich erklärt.

Bittere Ironie der Thatsachen ist es nun aber, wenn dieselben Abgeordneten, die für die Freiheit ihrer Glaubens- und Sittenlehre so energisch ins Zeug gingen, einen Schritt unternahmen, welcher der Religion und Sittlichkeit ins Gesicht schlägt und einen jeden ehrlichen Menschen im Innersten empören muß. Sie gaben eine Erklärung ab, nach der sie den von ihnen geleisteten Verfassungseid nicht in der Ausdehnung anerkennen, daß sich das Plazet auch auf Glaubenssachen erstrecke. Wie manche unter ihnen aber, und zwar vor allem die Eingeweihten, mögen bis in die letzte Zeit herein an dieser Ausdehnung der Gesetzesbestimmung niemals gezweifelt haben! Und wenn sich die meisten vermutlich bislang um diese Frage überhaupt nicht bekümmert haben, so kann doch nicht der leiseste Zweifel darüber bestehen, daß sie ihren Eid im Sinne der Regierung geleistet haben, die ihn auferlegte. Wie wollen diese Leute denn nun plötzlich mit gutem Gewissen behaupten, den Eid jener Zeit in der bewußten Meinung abgelegt zu haben, daß ihm eine geringere Bedeutung zukomme?! Fürwahr, wir brauchen die Jesuiten und Konsorten nicht erst zurückzurufen, wir haben sie mitten unter uns. Man sollte aber denken, allen besonnenen Katholiken müßten endlich die Augen aufgehen über den moralischen Wert einer Partei, die zwar jederzeit das Wort „Glaube" im Munde führt, der aber auch das Heiligste nicht zu erhaben ist, um es nicht zu entwürdigen und in den Dienst ihrer Parteizwecke zu stellen.

Gegenüber solchen erregenden Vorgängen hatten die Verhandlungen über den zweiten ultramontanen Antrag betreffs Rückberufung des Ordens der Redemptoristen geringere Bedeutung. Es fehlte zwar auch da gegenüber der Harmlosigkeit der Antragsteller nicht an deutlicher Aussprache. Der Minister wies auf den Widerwillen vieler Bischöfe gegen die Redemptoristen hin und erinnerte an die Mißbilligung ihrer Wirksamkeit seitens des Königs Ludwig I. Der Abgeordnete von Schauß betonte, daß die Orden ihren Mittelpunkt nicht in Bayern, sondern in Rom hätten, und daß doch die Leitung einer Diözese am zweckmäßigsten durch die Bischöfe selbst geschehe. Aber trotzdem versicherte der Minister die Antragsteller einer wohlwollenden Berücksichtigung ihrer Wünsche.

Beide Anträge, sowohl der über das Plazet als auch der über die Kongregation der Redemptoristen, wurden infolge der Zusammensetzung der Kammer angenommen. Indessen stehen ihrer Verwirklichung einstweilen unüberwindliche Hindernisse entgegen, denn der zweite scheitert, wenn er überhaupt soweit gelangt, an dem Widerspruche des Bundesrats, und der erste ist verfassungsrechtlich ein Unding, weil er, was hier nicht weiter auszuführen ist, in ganz unzulässiger Weise gestellt wurde. Ferner hat die ultramontane Mehrheit selbst vor drei Jahren Verfassungsändrungen zur Zeit der Regentschaft für unstatthaft erklärt. Wollte trotzdem eine solche Aendrung herbeigeführt werden, so ist für einen derartigen Antrag sowohl in der Kammer der Abgeordneten als der Reichsräte eine Mehrheit von zwei Dritteilen der Stimmen nötig, die aber niemals zu erreichen ist.

Uns Protestanten war es in diesen Stürmen ein Trost, zu wissen, daß der jetzige Regent im Jahre 1882 gegen den Antrag, welcher die nach ultramontanem Sinne ausgelegte Tegernseer Erklärung zum Staatsgesetz erheben wollte, gestimmt hat, daß er in einem Handschreiben an den Minister Lutz dessen Antwort auf das Memorandum in diesem Jahre persönlich ausdrücklich gebilligt, und daß er den Münchner Katholikentag mit Nichtbeantwortung des Huldigungstelegramms ausgezeichnet hat. Wir hoffen mit Sicherheit, daß er auch in Zukunft von den Kronrechten keins an die Ultramontanen ablassen und den konfessionellen Frieden mit starker Hand wahren wird.

Zum Schlusse ist es uns eine Freude, auf eine Schrift hinweisen zu können, die auf 68 Seiten das „Religionsedikt und Konkordat in Bayern" zu ihrem Gegenstande hat und deren Empfehlung bei dem allerwärts rege gewordnen Interesse für die bayrischen Verhältnisse erwünscht sein dürfte. Sie ist, vom Pfarrer Döderlein in Augsburg verfaßt, die erste Flugschrift des Zweigvereins des Evangelischen Bundes in Augsburg und schon um deswillen freudig zu begrüßen. Die Gesamtauffassung trifft mit der in den Nrn. 18—20 dieses Jahrgangs entwickelten zusammen. Was die Schrift auszeichnet, ist eine bei der anerkannten Schwierigkeit des Stoffes doppelt rühmenswerte Klarheit der Darstellung, eine Energie des Gedankens, die den Dingen auf den Grund geht, und eine Uebersicht, die das Bedeutsame herausholt und „festnagelt."

M K

Verschiednes

(Die fünfte Generalversammlung des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins) ist am 9. und 10. Oktober zu Breslau abgehalten worden. Der Umstand, daß die Bestrebungen des Vereins gerade in dieser Stadt einen günstigen Boden gefunden haben, hatte ihre Wahl zum Festorte veranlaßt. Freilich brachte es die „östliche Entlegenheit" Breslaus mit sich, daß aus andern Gegenden Deutschlands verhältnismäßig nur wenige Abgeordnete erschienen waren.

Am 9. Oktober fand eine geheime Verhandlung des Zentralvorstandes statt. Die öffentlichen Verhandlungen wurden am Abend desselben Tages durch einen auch liturgisch reich ausgestatteten Gottesdienst in der Elisabethkirche eingeleitet, bei der Prediger Schmeidler-Berlin über Psalm 121 eine geistvolle Predigt hielt. Von der Religion vorwärts zur Mission war ihre Losung. Im Hotel zum König von Ungarn begrüßte darauf der Vorsitzende des Breslauer Zweigvereins, Senior Decke, mit warmen Worten die Festgenossen. Prediger Lic. Kirmß-Berlin wünschte anknüpfend an den Namen des Vereins ihm den Universalismus Herders, die evangelische Glaubenskraft Luthers und die protestantische Klarheit Zwinglis. Am 10. Oktober fand nach einer geheimen Delegirtenkonferenz die öffentliche Generalversammlung statt, deren Verhandlungen Pfarrer D. Buß aus Glarus, der Vereinsvorsitzende, leitete. Derselbe verlas die an den hohen Protektor des Vereins Se. kgl. Hoheit den Großherzog von Sachsen und seine Gemahlin abgesandten telegraphischen Begrüßungen, auf welche noch während der Versammlung huldvolle Antworten einliefen. Kircheninspektor D. Späth begrüßte den Missionsverein im Namen des Breslauer Stadt-Konsistoriums, Pastor Schubart und Diakonus Gerhard aus Breslau im Namen der Berliner Missionsgesellschaft und der Goßnerschen Mission.

Aus dem darauf vom Vorsitzenden erstatteten Jahresberichte ist zu erwähnen, daß der Missionsverein 139 Zweigvereine mit 13 600 Mitgliedern zählt. Die Einnahmen sind auf 34 600 Mark gestiegen. Auch das innre Vereinsleben ist ein reges; die erste Sendbotin des Vereins, Fräulein Diercks, ist nach Japan abgeordnet worden. Zu Straßburg (Elsaß) ist im Anschluß an die kaiserliche Universitätsbibliothek eine allgemeine Missionsbibliothek ins Leben gerufen worden, deren Benutzung in weitherzigster Weise jedem Interessenten gestattet ist. Das Missionsblatt zählt 19 000, die sehr tüchtige „Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft" dagegen erst 750 Abonnenten. Die erste Flugschrift des Vereins „Eine Woche in der heidenchristlichen Gemeinde zu Tokyo" von Otto Schmiedel ist in 6000 Nummern verbreitet worden. — Die beiden Missionare Spinner und Schmiedel wirken im Segen. Im Januar oder Februar soll Pfarrer Munzinger ihnen folgen. Neben der deutschen Gemeinde in Tokyo und Yokohama bestehen jetzt drei heidenchristliche Gemeinden, davon zwei in Tokyo und eine in einer benachbarten Stadt. Die theologische Lehranstalt, die Sonntagsschule und die Frauenarbeitsschule entwickeln rege Thätigkeit. In China wirkt nach wie vor D. Faber unermüdlich thätig für Verbreitung des Christentums durch Flugschriften und Broschüren.

Nach dem Jahresberichte des Vorsitzenden erhielten die Delegirten

zur Spezialberichterstattung das Wort. Die nächste Jahresversammlung soll in Wiesbaden oder Bremen stattfinden. Die Bildung von Missions-Frauenvereinen soll an größern Orten versucht werden. Die Festteilnehmer versammelten sich darauf zu einem Mittagsmahle in der Alten Börse. Für den Abend war eine öffentliche Versammlung im großen Saale des Konzerthauses veranstaltet, bei der Professor Rein aus Bonn über die Kulturentwicklung Japans, Konsul Schöller aus Zürich über die Aufgaben und Ziele des Vereins und Lic. Schmiedel aus Jena über häusliches Leben und religiöse Verhältnisse in Japan in Anlehnung an Briefe seines Bruders, des Missionars Schmiedel, Vorträge hielten, denen eine zahlreiche Zuhörerschaft mit reger Teilnahme folgte. G H

(Ein zweites rheinisches Diakonissenmutterhaus) ist am 17. Oktober in dem Landstädtchen Sobernheim an der Nahe unter dem Inspektorat des bisherigen Reisepredigers H. Reich eröffnet worden. In einer Provinz, in der einer Zahl von mindestens 3000 katholischen barmherzigen Schwestern kaum 400 evangelische Diakonissen gegenüber stehen, trotzdem die Evangelischen mehr als ein Viertel der Bevölkerung ausmachen, ist das Bedürfnis nach einer derartigen Anstalt längst empfunden worden. Auf die Anregung des rührigen Provinzialausschusses für innre Mission, der seinen Sitz in Langenberg hat, wurde während der letzten Tagung der Provinzialsynode im Jahre 1887 ein Komitee zur Vorbereitung des Werkes gewählt, das unter der thatkräftigen Beihilfe seitens der kirchlichen und staatlichen Behörden sowie des Kaiserswerther Mutterhauses nunmehr die Sache so weit gefördert hat, daß in dem provisorisch als Mutterhaus eingerichteten zweiten Pfarrhause der Gemeinde die Arbeit der dienenden Liebe begonnen werden konnte. Der erhebenden Feier, welcher in der Kirche die Einführung des Inspektors in das gleichzeitig von ihm zu verwaltende Pfarramt der Gemeinde voranging, wohnten die Vertreter der Regierung, des Konsistoriums, der Provinzialsynode, der Kaiserswerther Anstalt und eine überaus zahlreiche Festgemeinde aus der Nähe und Ferne bei, alle erfüllt mit freudigem Dank über den lang ersehnten Anfang und voll zuversichtlicher Hoffnung für einen gesegneten Fortgang des Werkes. Eine zunächst auf fünf Jahre bewilligte Hauskollekte, die in diesem Jahre einen Ertrag von 50000 Mark in Aussicht stellt, soll in erster Linie die nötigen Mittel darreichen; auch ist ein geeigneter Bauplatz bereits erworben, auf dem in nicht zu langer Zeit ein zweites Diakonissenhaus als dienende Tochter neben der Mutteranstalt aller Diakonie, Kaiserswerth, sich erheben wird. Das neue Haus soll ausschließlich der Versorgung rheinischer Gemeinden sich widmen und eine geordnete Krankenpflege auch in den kleinen Städten und auf dem flachen Lande, zumal in der Diaspora, sichern. Die Notwendigkeit seiner Gründung aber wird erwiesen sein, wenn es ihm gelingt, nicht nur dem gerade im Rheinlande tief beklagten Mangel an Diakonissen abzuhelfen, sondern auch innerhalb der Gemeinden des Oberrheins, zumal der ländlichen, viel freie Kräfte für den Dienst an dem Nächsten in Bewegung zu setzen, damit der evangelische Grundsatz sich mehr und mehr auspräge, daß die Barmherzigkeit weniger das Amt eines besondern Standes, als vielmehr die Pflicht aller Glieder der Gemeinde ist. H=H

(Kaplan Dasbach) Als ein Zeichen, daß auch in katholischen Kreisen hie und da das Urteil über die wirklichen Störer des konfessionellen Friedens sich zu klären beginnt, verdient ein offner Brief Erwähnung, den unlängst mehrere Katholiken in Saarbrücken an den Bischof von Trier gerichtet haben. Darin wird der Bischof gebeten, „im Interesse des Friedens der Diözese und im Interesse des Ansehens des bischöflichen Stuhles und des katholischen Priestertums der unheilvollen Preßthätigkeit des Kaplans Dasbach in Trier ein Ziel setzen zu wollen.“ Der Genannte gehört in der That zu den Preßkaplänen schlimmster Sorte und hat neuerdings auf die Bewegung unter den Bergarbeitern des Saargebiets den unheilvollsten Einfluß ausgeübt. Was wird aber der „Friedensbischof“ für eine Antwort finden auf eine Klage, die der katholischen Presse „die Störung eines friedlichen und befriedigenden Zustandes“ zur Last legt? Es klingt doch nicht im Tone des Fuldaer Hirtenbriefes, wenn es in jener Eingabe heißt: „Wir Römisch-Katholischen haben niemals über das Verhalten unsrer protestantischen Mitbürger zu klagen gehabt.... Wenn die Verhetzung und Verketzerung von der Seite, welche sich als Vertreterin der katholischen Interessen ausgiebt, aufhört, dann wird, soweit wir die Verhältnisse hierselbst kennen, die protestantische und liberale Seite gern Ruhe halten.“ H-H

(Römisches aus Berlin) Es scheint angezeigt, einige Aeußerungen die auf dem zweiten Vereinstage der katholischen Vereine Berlins am 12. d. M. gefallen sind, höher zu hängen. Wir entnehmen sie dem Berichte der Kreuzzeitung.

... Endlich wurden auch Studentenvereine gebildet, so daß jetzt Berlin an allen Ecken und Enden mit einem Netz katholischer Vereine überzogen ist, in denen die Katholiken zu Missionaren ausgebildet werden, die das Wort wahr machen sollen, daß hier auf märkischem Boden der Kampf zwischen Glauben und Unglauben ausgefochten werden soll... Wir Katholiken haben den drohenden sozialen Gefahren gegenüber eine große Mission. Wir sind die staatserhaltende Partei. (Lebhafter Beifall) ... Das sollten die Großen der Erde einsehen, daß nur (!) die Katholiken im stande sind, die Throne wirksam zu stützen. Die klügsten und meisesten Könige haben den Jesuitenorden begünstigt, z. B. Friedrich der Große... Daß man sich heut mit vornehmem Achselzucken über die christlichen Lehren hinweggesetzt, ist eine Folge der sogenannten Reformation... Die seit vierhundert Jahren geübte Geschichtsbaukunst hat der hochberühmte Johannes Janssen den Mut und die Fähigkeit gehabt. in ihrer wahren Gestalt zu zeigen... Es war doch besser hier, als die Mark noch katholisch war. Wer hat die Marientirche, wer hat die Nikolaikirche gebaut?

Diese Reden interessiren uns nur, weil sie in und über Berlin gefallen sind. Von demselben Berlin behauptete jüngst ein Stadtverordneter, daß der Magistrat zum Reformationsjubiläum in Spandau zwei Katholiken und einen Juden abgeordnet habe. Wenn nur diese, so wäre das ein seltsames Zeugnis sachlichen Verständnisses. R

(Vom Evangelischen Bunde im Königreich Sachsen) Wohl das erste Jahresfest des Evangelischen Bundes in Sachsen mit kirchlicher Feier wurde am 10. und 11. November, verbunden mit der Feier von Luthers Geburtstag, in Zwickau begangen. Am 10. November abends fand in der Marienkirche Festgottesdienst statt, worin Superintendent Meyer, der Vorsitzende des sächsischen Hauptvereins, auf Grund von 1. Petri 1, 22—25 (Tagesepistel) das Thema behandelte: Wir finden das Wesen des Evangelischen Bundes 1) darin, daß er aus dem Gehorsam der Wahrheit erstanden ist, 2) daß er in unverfälschter Liebe zu unserm Volke lebt, 3) daß er nur im Vertrauen auf die Siegeskraft des göttlichen Wortes wirkt. Die für das Diakonissenhaus des Bundes in Schwäbisch-Hall veranstaltete Kollekte ergab eine stattliche Summe. Am 11. November wurde ein Familienabend abgehalten, in dem Diakonus Schultze einen Vortrag über „Roms Kampfesweise an Thatsachen beleuchtet“ hielt und über den Stand der Bundessache Bericht erstattet wurde. Die Gemeinde brachte dem Jahresfeste das lebhafteste Interesse entgegen. Derselbe Zwickauer Zweigverein hat unter seinen Mitgliedern einen an einem Familienabend des Bundes von Superintendent Meyer gehaltnen und dann in den „Kirchlichen Mitteilungen für Zwickau und Umgegend“ abgedruckten Vortrag Der Fuldaer Hirtenbrief und die Thatsachen in vierhundert Exemplaren verteilen lassen.*) G B

*) Dem ausgezeichneten Vortrage wäre durchaus eine weitere Verbreitung zu wünschen. Möchte der Verfasser sich entschließen, ihn als Broschüre erscheinen zu lassen. Aber ohne Verzug! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Anzeigen

Cand. theol. sucht zu sofort eine Stelle als Vikar. Offerten sub **E. R.** durch die Expedition dieses Blattes.

Soeben erschienen!

Ultramontane Fechterkünste

Ein Zwiegespräch
mit dem Verfasser der „Gottlieb“-Briefe der Germania.

Von **Dr. G. Warneck.**

Preis 1 Mark.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Anzeige

Am **15. Oktober** haben wir hier in dem von uns gemieteten Hause Nikolaistraße 1, eine Haushaltungsschule — **Marthaheim** — eröffnet.

Die Anstalt hat den Zweck, junge, gesittete, bildungsfähige, der evangelisch-lutherischen Kirche angehörende konfirmirte Mädchen für die weiblichen Arbeiten der eignen Familie oder des dienenden Standes vorzubereiten und auszubilden. Sie bietet ihren Zöglingen Anleitung in der gewöhnlichen Hausarbeit, sowie im Kochen, Waschen, Plätten, Nähen, Ausbessern und andern weiblichen Handarbeiten, im Reinigen und Aufräumen der Zimmer u. s. w., desgleichen Gelegenheit zur Uebung in Biblischer Geschichte, Lesen, Schreiben, Rechnen und Singen.

Im **Marthaheim** finden auch unbescholtene dienstlose und dienstsuchende Mädchen Herberge, Beschäftigung und unentgeltlichen Dienstnachweis.

Anmeldungen für die Haushaltungsschule nimmt entgegen und nähere Auskunft erteilt

der Ausschuß für das Marthaheim
Diakonus Wolff,
Vorsitzender.

Pirna, im November 1889.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig